



Berlin, den 24. Dezember 1898.

## Heilige Stätten.

Pfarrer Ferdinand Vensig war von der Reise ins Heilige Land gesund heimgekehrt. Seine liebe Frau Dorothea hatte nicht eher geruht und gerastet, als bis der bedürfnislose Mann von ihrem Eingebrachten das Sümmlchen genommen hatte, das zur Erfüllung seines Herzenswunsches eben ausreichte. Schwer wars ihm geworden; und als der dunkelhaarige Bäcker, der ihm die blauen Scheine auf den Kassentisch zählte und dem er zutraulich von seiner Absicht sprach, ihm so sonderbar staunend ins Auge sah, wurde dem stillen Gemeindegirten bänglich zu Sinn. Aber... die Kinder waren ja aus dem Größten heraus; und darin hatte Dorothea sicher Recht: die beiden Alten würden von den Pfarreinkünften und später von dem Ruhegehalt leidlich leben können. Die Gelegenheit, die sich jetzt bot, kam nicht wieder. Wenn er eine Feiertagspredigt vorbereitete, in der Sakristei dem Schriftwort noch einmal nachsann und vor den armen Leuten seines Sprengels dann auf der Kanzel stand, — wie oft war ihm da die Sehnsucht aufgestiegen, aus verzücktem Auge die Stätten zu sehen, die des menschlich dahinwandelnden Heilands Fuß einst betrat, das Land, wo das lichte Lamm Gottes lebte, litt und am Kreuz labungslos aus der Zeitlichkeit schied! Es war die große Sehnsucht seines an Entbehrung, an frohem Opfermuth so reichen Lebens. Und nun winkte die Erfüllung, nun lockte die Möglichkeit, in eines Deutschen Kaisers Gefolge da zu weilen, wo in fernen Wundertagen Pontius Pilatus Römern und Juden gebot, und den vom Bibelglauben geweihten Boden zu beschreiten, auf dem zuerst der Menschheit die frohe Botschaft verkündet ward. Den Evangelischen schlug die Stunde demüthigen Triumphes: endlich sollte ein protestantischer Kaiser der Deutschen da das Knie vor dem Kreuz beugen,

wo sonst nur Roms Macht und Glanz die Herzen bestrahlt hatten, endlich sollte eine große symbolische Handlung der Welt zeigen, daß Luthers Werk nicht verwittert, sondern jung und stark genug war, um mit der römischen Universalkirche den Kampf wagen zu können. Wie eine Begnadung empfand er das Glück, dieses Ereignisses Zeuge sein zu dürfen; und daß er auch dieses Glück, wie beinahe jedes seit der Bräutigamszeit, seiner Dorothea zu danken hatte, erhöhte nur seine Freude. War für den Nothpfennig eine bessere, edlere Verwendung denkbar? Die Frau Pastorin packte ihm alle Oberhemden ein, die er besaß — das ganze Duzend war festtätlich steif gestärkt, denn mit der Wäscherei mochte es da unten im Morgenlande wohl hapern —, legte einen kleinen Schinken, eine ländliche Leberwurst, einen Kesselloorath und ein Fläschchen guten Kornes — gegen die Seekrankheit — zwischen das Unterzeug und besserte an dem von Trudchens Laufe stammenden Leibrock im letzten Augenblick sorgsam die Knopflöcher aus. Man konnte immerhin doch nicht wissen. . . So ausgerüstet, machte Vater Lensig sich auf die Reise. Vor Weihnachten wollte er mit Gottes Hilfe wieder in der Heimath sein. Das sollte diesmal ein Christfest und eine Feiertagspredigt werden!

Nun war er zurückgekehrt. Er hatte alle Stätten gesehen, die im irdischen Wandel des Herrn wichtig gewesen waren, und die Namen Nazareth und Jerusalem, Sethsemane und Golgatha klangen ihm jetzt vertraut. Unter Palmen hatte er geruht, an der üppigen Pflanzenpracht des Orients den Blick geweidet und einen Hauch des Geistes verspürt, der den Täufer einst zu unerbittlicher Bußpredigt trieb. Viel Glanz und Prunk sah er, doch auch viel Elend, häßliche Laster, zu Bergen gehäuften Schmutz und ungetröstete Noth. Es war, als ob das heiße Klima auch alle Gefühle und Leidenschaften schnell den Siedepunkt erreichen ließe. Und der deutsche Pfarrer mußte oft denken: wenn Jesus jetzt wiederkäme, würde er von dem höfisch-militärischen Pomp, der vom Türkenkultan bezahlt ist, nichts wissen wollen und sich liebend und mitleidend zu den jammervoll verkümmerten Mühsaligen und Beladenen wenden. . . Hatten diese Eindrücke den Frommen ernst gestimmt? Die Frau fand ihn stiller als sonst und sah ihn manchmal besorgt von der Seite an, wenn er abends lange Züge aus der Pfeife that und sinnend den Rauchringen nachblickte, aus ängstlichen Augen, als suchte er im leeren Raum wehmüthig ein Verlorenes. Sie war mit dem Ergebnis der Reise gar nicht zufrieden. Daß die braunen Waschweiber die guten Oberhemden — der Vorrath hatte in der Hitze nicht lange gereicht — mit Lauge und anderem fremden Teufelszeug unrettbar verdorben hatten, mochte noch hin-

gehen; auch ließ sich verschmerzen, daß der Schinken durch das in die Kabine dringende Seewasser ungenießbar geworden war. Aber ihr Ferdinand selbst gefiel der Frau nicht; einen von reinstem Glück Verklärten hatte sie zu begrüßen gehofft und mußte nun bald merken, daß die schöne, harmonische Ruhe von des Mannes sonst so friedlicher Seele gewichen war. Er erzählte leuchtenden Auges wohl von den Weiheschauern, die ihn beim Betreten des Heiligen Landes ergriffen hätten, von der Herrlichkeit der neuen Erlöserkirche, vor der er mit den Amtsgenossen in stummer Andacht stand; aber die rechte innere Freudigkeit hielt beim Erzählen nicht lange vor und immer kam eine Stelle, wo er still wurde und trübes Erinnern aus seinen Blicken sprach. Die geschickte Frau Dorothea, die den Eheherrn seit siebenundzwanzig Jahren kannte und sich nicht nur am Kochherd um sein Wohlergehen bekümmert hatte, kam schnell dahinter, daß dieser Stimmungswechsel nicht durch äußere Eindrücke bewirkt worden war. Der Pastor hatte mit dem muselmanischen Gesindel zwar schlechte Erfahrungen gemacht und sich redlich geärgert, wenn halbwüchsige Bengel, deren Bettlerschlaueit dem Wilden Batschisch abzulisten verstand, seine sauer ersparten Heller vernaschten oder vertrauchten, und der Blick in die orientalischen Lasterhöhlen und Elendshütten hatte ihm, gerade weil sie von dem theatralischen Prunk der Einzugsfeste so grausam abstachen, schmerzliche Empfindungen geweckt. Solche Dinge vermochten ihm auf die Dauer aber den Sinn nicht zu trüben. Das Leid mußte tiefer wurzeln. Sollte sein Schwager, der Doktor, am Ende doch Recht behalten? Der hatte von dem Reiseplan mit ungewohnter Härte und Zähigkeit abgerathen. Er meinte, der Pastor werde enttäuscht heimkehren, weil die Wirklichkeit der von einer gläubigen Phantasie erträumten Wunderwelt nicht entsprechen könne. Nazareth und Jerusalem, Sethsemane und Golgatha seien nach Jahrhunderte währender Türkenherrschaft nicht mehr, was sie zu Jesu Zeit waren; sie seien in den Tagen Cooks und Stangens zu „Sehenswürdigkeiten“ im üblen modernen Sinn geworden und müßten die Inbrunst des Frommen fühlen, statt sie zu steigern. Auch sei der Kultus der Heiligen Stätten mit dem tiefsten Geist der Lutherlehre nicht vereinbar; solche äußerliche Glaubensübung könne man getrost den Päpstlichen überlassen. Und überhaupt sei es stets gefährlich, die Ideale mit dem Finger zu berühren und die Windeln zu beschnüffeln, in die ein werdendes Wunder gebettet war. . . Damals war die Pastorin ihrem Bruder ernstlich gram gewesen; er sprach, als ein gläubiger Christ und ein eifriger Protestant, der aber auch auf seinen Darwin schwor, immer so seltsam von heiligen Sachen, so von oben her, und beugte sich gar

nicht der sonst doch unbestrittenen Autorität Ferdinands Venzig. Die beiden Männer hatten sich rechtschaffen germanisch verzankt und der Doktor war nicht einmal gekommen, um dem Pfarrer vor der Abreise die Hand zu drücken. Da sie die Weihnacht seit langen Jahren aber gemeinsam verlebt hatten und es christlicher Frauen Pflicht ist, zwischen hadernden Männern Frieden zu stiften, setzte Frau Dorothea sich hin, nahm aus der nach Lavendel duftenden Lade einen großen Briefbogen — blau, mit Linien — und lud den schlimmen Bruder zum Heiligen Abend ins Pfarrhaus. Die Versöhnung mit dem klugen Schwager würde Herrn Ferdinand ganz gewiß festtäglich stimmen.

Der Karpfen war gut gerathen, der Stollen hatte keinen Wasserstreifen und das Mohngericht mundete köstlich. Die Männer hatten einander nur mit besonderer Heftigkeit die Hand geschüttelt; kein Wort: der leidige Zwischenfall war aus der Welt geschafft. Nun saßen sie rauchend unter dem Baum, der in seinem zierlichen Watteputz mit frischem Schnee bedeckt schien; die Lichte brannten hell und lustig, der Weihnachtengel wippte leise im Kerzenqualm und Frau Dorothea knackte sich ab und zu behutsam ein Haselnüßchen. Von der Orientreise war noch keine Sterbenssilbe gesprochen worden. Der Pfarrer überfann wohl die Predigt, mit der er morgen früh die Gemeinde erfreuen und stärken sollte; er war still und sah nicht so heiter drein wie sonst in der seligen, fröhlichen Stunde. Die Frau hatte schon zweimal lächelnd gesagt, ein Engel schwebte durchs Zimmer, aber die passenden Männer hatten keine Miene verzogen; keine rechte Feststimmung, dachte Dorothea und öffnete zum Trost ein Pfefferkuchenpaket, um zu sehen, ob ihr süddeutscher Landsmann Häberlein auch diesmal dem alten Ruhm Ehre gemacht habe. Endlich fragte der Doktor den Schwager: „Eine Tanne hast Du da unten wohl nicht gesehen?“

Der Pastor schaute erstaunt auf: „Nein, — ich erinnere mich wenigstens nicht; nur Palmen; sehr schöne Bananen und . . .“

„Und willst Du den Leuten morgen von Deiner Reise erzählen?“

„Ich . . . wollte; aber ich bin doch wieder unsicher geworden.“

„Natürlich; weil Du nicht gefunden hast, was Du suchtest, und weil Du im Innersten nun fühlst, daß unser deutsches Christenthum mit dem asiatischen eigentlich nur den Namen gemeinsam hat. Denkst Du noch daran, wie ich Dir zurief, Du solltest in Deiner Orientschwärmerei nicht Paulus und Luther vergessen? Aus dem Sektenglauben wurde eine Weltreligion; und dem Zwange, dem auf dem ganzen Erdbreis sich die getaufte Menschheit beugte, entband sich in Wittenberg die Freiheit des evangelischen Bekenntnisses. Und Ihr — vergeiß mir, Dörte! — Ihr Blinden klammert Eure

Sehnsucht an das Heilige Land, an Alles, was in der Erlösungslehre zeitlich und örtlich begrenzt war! Du bist sehend geworden, Ferdinand; und daß Du geworden bist, verwirrt Dich jetzt. Die Wirrnisse werden weichen; und dann will ich die Reise segnen, die uns beinahe auseinandergebracht hätte, denn sie wird Dich aus hangen Zweifeln in neue, untrübbar Klarheit führen.“

„Aber Erich: wie sprichst Du denn zu meinem Mann. . .“

„Laß ihn, Kind; er hat vielleicht nicht so Unrecht.“

Der Doktor hatte eine Zeitung aus der Tasche gezogen. „Hier. Das wollte ich Dir zeigen. Ein armes achtzehnjähriges Mädchen wird nachts auf der Straße von Wehen überfallen. Der Bräutigam, dessen Ungeduld den Tag der Hochzeit nicht abwarten konnte, ist bei ihr und läuft stink, um der Wimmernenden einen Wagen zu holen. Aber er hat kein Geld und die schlaftrunkenen Kutscher scheuchen ihn mit rauher Rede fort. Endlich findet er doch einen mitleidigen Menschen unter den harten Leuten. Inzwischen hat das Mädchen sich weitergeschleppt und auf dem Gleis der elektrischen Bahn einem Kinde das Leben geschenkt. Da liegt sie und krümmt sich vor Schmerz. Mutter und Kind werden in die Droschke gepackt und ins nächste Krankenhaus gefahren. Man weist die Mittellosen zurück und erst nach langer Irrfahrt findet die Wöchnerin ein nothdürftiges Obdach, — findet es erst, als der Bräutigam längst, um nicht aus dem Lohn gejagt zu werden, zu seiner Arbeit gegangen ist. . . Eine kleine, alltägliche Geschichte aus dem deutschen Advent. Doch für eine Weihnachtspredigt scheint sie mir besseren Stoff zu bieten als die reichhaltigste Sammlung orientalischer Märchen. Denn wo Einer von uns hilflos leidet und in tiefster Noth ihm labende Liebe naht, da sind unseres deutschen Christenthums Heilige Stätten. Siehst Du, Schwager, so verstehe ich das Evangelium. Und nun mach das Fenster auf, weit, die Nacht ist ja lind: Deine Schulkinder kommen mit dem gewohnten Weihnachtgruß.“

Draußen erklang es von dünnen Knabenstimmen im Chor: „Stille Nacht, Heilige Nacht. . .!“ Und: „Ihr Kinderlein, kommet zur Krippe. . .!“

. . . Frau Dorothea war noch nie von einer Predigt ihres lieben Mannes so innig ergriffen worden. Er sprach vom guten Hirten, vom barmherzigen Samariter, von der Heiligen Nacht, die auch ohne Glockengeläut mit jeder Alltagsdämmerung anbrechen könne, und von den in einfältig liebenden Herzen erwachsenen Wundern. Kein Wort von Nazareth und Jerusalem, von Gethsemane und Golgatha. Die Weiber schluchzten und die Männer beugten den Kopf. Erich mochte sagen, was er wollte: so konnte ihr Ferdinand doch nur sprechen, weil sein Auge die Heiligen Stätten gesehen hatte.

## Nietzsche und die Frauen.

**N**ir ist noch nie — der Zufall mag dabei mitgespielt haben — gegen die moderne Frauenbewegung eine Schrift in die Hände gefallen, die ihren Standpunkt mit Geist und logischer Schärfe vertreten hätte. Daß mittelmäßige oder untergeordnete Köpfe über Frauen Urtheile ohne Weisheit und Tiefe abgeben, ist nicht wunderbar; solche kleinen Leute reden und schreiben wohl auch auf allen anderen Gebieten — ihr Spezialfach vielleicht ausgenommen — Unbefugtes. Es giebt aber auch unter unseren Gegnern Männer ersten Ranges, die den Ruf des Genius empfangen haben und die Welt mit kühnen, neuen Ideen revolutionirten; ergreifen sie aber die Feder zur Frauenfrage (warum thun sie es nur?), so machen sie eine Pause für den Kopf und jongliren mit Gefühlen, Instinkten, Intuitionen, ewigen Wahrheiten. Aller Logik, Wissenschaftlichkeit und Gewissenhaftigkeit bar, bummeln sie fahrlässig auf einem Gedanken-Trödelmarkt umher und bieten alten Plunder, den sie irgendwo billig aufgelesen, feil, obwohl sich Das nicht im Geringsten für sie ziemt, sogar äußerst unvorsichtig ist. Denn begegnen wir ihnen dann wieder auf ihrer Sonnenhöhe, so mißtrauen wir der Weisheit Derer, die uns einmal Schundwaare verkauft haben, und wir sind unsicher: hatte sich Zeus damals als Trödler verkleidet oder thront nun der Trödler, als Zeus verkleidet, im Olymp? Woher die phänomenale Erscheinung, daß selbst bei vornehmen Denkern, sobald die Frauenfrage auftaucht, all ihre „Fröhliche Wissenschaft“ in tristen Dilettantismus umschlägt und sie ihre Vernunft, ihre Logik verleugnen und verrathen?

Man sagt, jeder Mensch berge in seinem tiefsten Inneren eine Gespensterkammer. Wie es scheint, machen auch die Genialsten davon keine Ausnahme; und nicht in der Geisterstunde, nein, in ihren nüchternsten Stunden öffnen sie diese Schreckenkammern und hinaus schlüpft allerhand Teufelspud: die Bodensätze und Niederschläge der Denkbarbareien aller Jahrhunderte, die durch ungezählte Generationen hindurch, verkrochen in Winkeln und Falten menschlicher Gehirne, gelegentlich zum Vorschein kommen. Kleine Södenfamilientage, Södenämmerung noch lange nicht.

Von den beiden modernen Dichtern, die sich in der Weibverachtung besonders leistungsfähig erwiesen, halte ich Guy de Maupassant für ein Genie, Strindberg wenigstens für hervortragend begabt. Ihr Gespenst ist ein Rachegeist. Diese ganz der Erotik verfallenen Dichter nehmen ihre Rache an den Teufelinnen, von denen sie zu Grunde gerichtet wurden. Wie solche Gespensteransiedelungen in den geistvollsten Köpfen Platz haben, ist auch an Maupassants Preußenhaß ersichtlich. In einigen seiner Novellen schildert er die preussischen Offiziere als sittlich und geistig dem Kaliban ähnliche Bestien.

Die Preußen haben ihm Etwas gethan. Sie haben sein Vaterland zerstückelt. In die Hölle mit ihnen. Die Frauen haben ihm auch Etwas gethan. Sie haben ihm Seele und Leib verdorben. In die Zoologie mit ihnen! (Nietzsche nennt die Frauen wunderbar wild, oft angenehme Hausthiere.)

In der Geschichte „Toll“ verflucht Maupassant das Weib. Sie ist treulos, viehisch, schmutzig. Sie ist die Bestie im Menschen. Aber er, der Held, er leuchtet wie ein Sklave unter dem Zwang, den ihr Anblick auf ihn übt, und er muß ihr gehören, ihr immerdar, der Viehischen, Schmutzigen. Schließlich erschießt er sie, nicht, weil sie eine Bestie ist, sondern, weil die Bestie ihn nicht mehr liebt. . . Gibt es nur eine Bestie in der Novelle?

Eben so schilt, verabscheut, verflucht Strindberg das Weib. Er giebt ihm alle erdenklichen Ekelnamen; aber alle seine Schriften triefen von Erotik und seine interessanten Helden sind gänzlich diesen ekelhaften Geschöpfen verfallen, — in voller Erkenntniß ihrer Ekelhaftigkeit. Strindberg unterscheidet sich aber dadurch von Maupassant, daß seine Bestien die Männer töten, während Maupassants Bestien von ihren Liebhabern getödet werden. Sie fluchen der Teufelin „Weib“; macht die Teufelin aber Anstalt, sich in eine Bürgerin zu verwandeln, so rufen sie schleunigst und inbrünstig die Teufelin zurück.

In der „Fröhlichen Wissenschaft“ sagt Nietzsche: „Der Mann macht sich das Bild des Weibes und das Weib bildet sich nach diesem Bilde.“  
Wie wahr! Wie wahr!

Ihre Erfahrungen berechtigen Männer wie Strindberg und Maupassant zu ihren Urtheilen? Aber uns berechtigen ihre Erfahrungen, ihnen Schweigen anzurathen, — um ihretwillen. Sie sehen vor lauter Dirnen das Weib nicht. Ich wittere immer, wenn Männer, die mit normalen, guten Frauen nicht verkehren, sich so feindsülig dem Geschlecht gegenüber verhalten, etwas widrig Unkeusches, krankhaft Sexuelles hinter ihren Fläcken, — besonders, wenn es Dichterfläcke sind.

Vielleicht auch ist die Frau für Männer, die in strenger Denkarbeit ihren Beruf finden, Etwas, das sich in ihre Weltanschauung störend eindrängt, das sie nicht unterzubringen wissen, das sie beirrt und das sich nicht ignoriren läßt, weil es einen zu großen Raum im Leben des Mannes einnimmt. Sie haben das Bedürfniß, diese Vielzuvielen aus dem Wege zu räumen, und halten es für das Beste und Kürzeste, sie ins Dunkel, in die Hinterstuben zu scheuchen. Und sie meinen, wenn sie-Husch! Husch! machen oder mit der Peitsche knallen, so werden die lästigen schnell flüchten. Wozu ihr theures Pulver verschießen, wenn eine Entladung von Gemeinplätzen, Bonmots, von billigen Späßen und wirksamen Schlagwörtern ausreicht?

Den Grund aller Gründe aber für die erwähnte Geistesabnormität liefert uns Nietzsche selbst. Er, der so geistlos über die Frauen redet, be-

gründet seine Geisllosigkeit mit so viel Geist. In der „Morgensröthe“ heißt es: „Auch große Geister haben nur ihre fünffingerbreite Erfahrung; gleich daneben hört ihr Nachdenken auf und es beginnt ihr unendlich leerer Raum und ihre Dummheit.“ Wie wahr! Wie wahr!

Schopenhauer und Nietzsche sind die Vornehmsten, Tiefstinnigsten unter unseren Gegnern. Aus der Biographie seiner Schwester (an deren absoluter Gewissenhaftigkeit nicht zu zweifeln ist) dürfen wir schließen, daß Nietzsche niemals intime Beziehungen zu Frauen gehabt hat. Nur in den Briefen, die er an Lou Andreas-Salomé richtet, klingt Etwas von einer Seelengemeinschaft mit einer fast zärtlichen Gemüthsbetheiligung durch. Aber auch diese Beziehungen haben, wie Elisabeth Förster berichtet, nur wenige Monate gedauert. Sein Freundschaftsverhältniß zu Malvina von Meyenburg (ich habe nicht den Eindruck, daß es tief in seinem Gemüth wurzelte) trug den Charakter der verehrungsvollen Sympathie eines jungen Mannes für eine mütterlich um ihn sorgende edle Greisin. Seine Berührungen mit anderen weiblichen Wesen waren so flüchtiger, oberflächlicher Art, daß davon zu sprechen keine Veranlassung vorliegt. Trotzdem fällt er mit apodiktischer Sicherheit seine Urtheile über „das Weib an sich“.

Als ich las, was er über die Frauen geschrieben, kam Bestürzung, Schmerz, tiefes Erstaunen über mich. Verhüllten Hauptes hätte ich aufweinen mögen: „Auch Du, mein Sohn Brutus!“ Ein Schauer sagte mich, wie wenn plötzlich aus der erhabenen Schönheit des Ozeans ein ungeheures Mißgebilde sich reckte und mit schrillen Tönen die Luft durchgellte.

Nietzsche, der geniale, erschütternde Dichter, ist zugleich ein glühender Denker. Seine Gedanken, die so oft mit haarscharfen, goldenen Pfeilen Vorurtheile und Aberglauben ins Herz treffen, die sonnengleich Welten erleuchten oder sturmartig wie Donner des Zeus dahinrauschen, — die Gedanken dieses Genies bewaffnen sich gelegentlich mit Keulen zur Abwehr gegen die Frauen. War es „Schopenhauer als Erzieher“, dessen Suggestion er noch unterlag, als er über „Das Weib an sich“ schrieb? Oder widerte ihn die Frauenbewegung an, weil sie allzu zeitgemäß war und er nur das „Unzeitgemäße“ schätzte und überschätzte? Fast scheint es so. „Nichts“, sagt Lou Salomé, „ist ihm pöbelhafter, unvornehmer als das Werden und die Bringer des werdenden und Neuen: der moderne Mensch und der moderne Geist.“ . . . Möglich auch, daß dieser große Dichter, dieser Seelenproteus, wenn sein psychisches Leiden nicht verhältnißmäßig früh seiner Denkraft ein Ziel gesetzt hätte, noch zu ganz anderen Resultaten in der Frauenfrage gekommen wäre. Denn er war immer ein großer Widersucher im Streit.

Damit man mir nicht vorwerfe, daß ich in den Fehler unserer Gegner ver falle, die behaupten, ohne zu beweisen, will ich kurz die Kernsätze citiren,



in denen Nietzsche zusammenfaßt, was das Weib will und was es soll. Die Quintessenz findet man in „Jenseits von Gut und Böse“ auf den Seiten 181 bis 189. Da liest man: „Ihr erster und letzter Beruf soll sein, Kinder zu gebären“ (nicht ganz neu); und weiter: „Ein Mann, der Tiefe hat, kann über das Weib nur orientalistisch denken. . . Er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigenthum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorherbestimmtes auffassen. . . Er muß sich hierin auf die ungeheure Vernunft Asiens stellen.“ Und an einer anderen Stelle: „Die asiatischen Denker haben die allein richtige Auffassung des Weibes.“ Nietzsche, der nach den berühmten Mustern eines Schopenhauer und Napoleon für den Harem plaidirt! Wie? Diese knabbernde, schmagende, klatschende, wie mit dem Mauerpinsel angestrichene, glitzernd aufgeschirrte Havenswaare — Resultate der männlichen Erziehung und der „ungeheuren Vernunft Asiens“ — ist das Ideal des Frauenthumes! Und die Wittwenverbrennungen gehören auch dazu. Glaubt Nietzsche wirklich, daß das Haremsweib „der Bogen ist, dessen Pfeile auf den Uebermenschen zielen?“ Einfach ausgedrückt: daß sie die geeignetste Gebärerin für den Uebermenschen ist?

Und die Vererbung?

Vielleicht aber erkümt ein anstelliger Kopf (ein männlicher natürlich) ein physiologisches Gesetz, kräft dessen die der Schaffung des Uebermenschen widerstrebenden Eigenschaften der Frau sich nur auf die Töchter vererben. Eine solche Behauptung wäre nicht überraschender als viele andere Spasshaftigkeiten, die unsere Gegner auf den Gedankenmarkt schleudern.

„Entweiblichung“ nennt Nietzsche das „Läppische und entrüstete Zusammensuchen des Sklavenhaften und Leibeigenen, das die Stellung des Weibes in der bisherigen Ordnung der Gesellschaft an sich gehabt hat und noch hat. Als ob Sklaven ein Gegenargument und nicht vielmehr eine Bedingung jeder höheren Kultur sei.“ Möglich. Vom Standpunkt des Sklavenhalters gewiß. Aber die Sklaven? Kann man es ihnen verargen, wenn sie anders darüber denken?

Die Frau soll verschließbares Eigenthum sein. Sie will nicht. Ich kann nicht finden, daß sie — wie Nietzsche meint — sich dieser ungeheuren Dummheit so sehr zu schämen hätte. Die Männer möchten auch nicht gern Eunuchen sein und doch gehört zum Harem (wahrscheinlich in Folge der ungeheuren Vernunft Asiens) auch der Eunuche.

Es giebt auch bei uns viele Frauen, die verschließbares Eigenthum, nicht für einen, sondern für alle Männer sind. Den Namen für ihren Harem unterdrücke ich. Es verlegt, wenn Frauen sich grober Worte bedienen. Das aber ist meine Meinung: Der ist nicht Herr, der Sklaven will.

Ihr erster und letzter Beruf soll sein: Kinder zu gebären. Wie viele? Die Durchschnittszahl der Kinder in einer deutschen Familie beträgt, so viel

ich weiß, drei bis vier. Nehmen wir an, daß die Frau während der acht Monate der Schwangerschaft (die ersten vier Wochen kommen nicht in Betracht) und sechs Wochen nach der Geburt von jeder Arbeit zu befreien ist (daß es in Wirklichkeit nicht geschieht, bedarf kaum der Erwähnung), dann würde sich ihre Schonzeit auf etwa drei Jahre belaufen. Und die ganze übrige Zeit soll sie auf der Bürenhaut liegen? Oder soll sie alljährlich dem Gatten ein Kind schenken? Wird er gern bereit sein, so an die zwanzig Kinder standesgemäß zu erziehen und zu versorgen? Kaum. Gebären denn die Haremsdamen im Orient so sehr viele Kinder?

Ich weiß nicht mehr, ob ich bei Schopenhauer oder irgend anderswo gelesen habe, daß die Frau über vierzig Jahre als ein Ballast der Gesellschaft gut thäte, freiwillig der schönen Gewohnheit des Daseins zu entsagen. Ich gestehe: mir gefällt die Sitte einiger asiatischen Völkerstämme, die (wahrscheinlich der ungeheuren Vernunft Asiens entsprechend) ihre neugeborenen weiblichen Kinder, wenn sie die Zahl der voraussichtlich nöthigen Gebärerinnen übersteigen, einfach erkaufen, besser. Ob es nicht auch Männer u. v.: vierzig Jahre (sogar darunter) giebt, die ein Ballast für die Gesellschaft sind?

Nachdem Nietzsche festgestellt hat, wohin die Natur das Weib weist, ergibt sich alles Andere von selbst. Ihrem: „ich will, ich will nicht“, stellt er sein: „sie soll, sie soll nicht“ entgegen. Sie will sich kultiviren, selbständig werden. Sie soll sich nicht kultiviren, soll nicht selbständig werden. Die Gründe? Weil sie dabei „entartet — zurückgeht“, ihre reizvollen weiblichen Eigenschaften verliert (auch nicht ganz neu) und die „Verhäßlichung Europas“ verschulden würde. Und diese reizvollen Eigenschaften? „Im Weib ist so viel Pedantisches, Oberflächliches, Schulmeisterliches, Kleinlich-Anmaßendes, Kleinlich-Zügelloses und Unbescheidenes versteckt“ . . . „Wehe, wenn es seine Klugheit und Kunst, die der Anmuth des Spielens, Sorge-Wegscheuens . . . (wer verscheucht denn der Frau die Sorge? Oder hat sie keine?), wenn es seine feine Anstelligkeit zu angenehmen Begierden gründlich und grundsätzlich zu verlernen beginnt!“ . . . „Das, was am Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur . . . seine echte, raubthierhafte, listige Geschmeidigkeit, seine Tigerkrallen unter dem Handschuh, seine Naivetät im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit, das Unfaßliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden“. (Diese Weiber sind wenigstens vielseitig.) Er nennt die Frau eine gefährliche und schöne Raqe. „Wie? Und damit soll es nun zu Ende sein?“ (Nämlich in Folge der Emanzipation). „Und die Entzauberung des Weibes ist im Werke? Die Verlangweiligung des Weibes kommt langsam herauf?“ Womit ist zu Ende? Mit den Tigerkrallen, den weiten, schweifenden Begierden, der innerlichen Wildheit, dem Egoismus? Würde es Europa wirklich so sehr ver-

häßlichen, wenn einige dieser reizenden Eigenschaften zum Teufel gingen, — Das heißt: dem Besitz und dem Genuß des Mannes entzogen würden?

Und all diese entzückenden weiblichen Qualitäten sind ja nicht einmal Original-Verdienste der Frauen. Lob und Preis dafür gebührt dem Manne. „Der Mann macht sich das Bild des Weibes und das Weib bildet sich nach diesem Bilde.“ Wie wahr! Wie wahr!

Die Männer, die sie dabei (bei ihren Freiheitbestrebungen) unterstützen, sind Flachköpfe, „Esel männlichen Geschlechtes, die das Weib bis zur allgemeinen Bildung, wohl gar zum Zeitungslesen und Politisiren (sogar bis zum Buch, heißt es an einer anderen Stelle) herunterbringen möchten. Hier und da will man selbst Freigeister und Literaten aus den Frauen machen, als ob ein Weib ohne Frömmigkeit für einen tiefen und gottlosen Mann nicht etwas vollkommen Widriges oder Lächerliches wäre.“ Aber warum soll denn die Frau durchaus fromm sein, wenn der Mann unfromm ist? Nur um des Kontrastes willen? Ich möchte wissen, welches große Vergnügen der Mann sich von ihrer Frömmigkeit verspricht; es müßte denn sein, daß, an ihrer geistigen Rückständigkeit seine eigene Riesensfortschrittlichkeit zu messen, ihm so sehr viel Spaß macht; denn auf ihren Charakter scheint ja die Religiosität einen Einfluß nicht zu üben.

In der „Fröhlichen Wissenschaft“ las ich: „Würde uns ein Weib festhalten können, dem wir nicht zutrauen, daß es unter Umständen den Doldh (kann es auch Vitriol sein?) gegen uns gut zu handhaben wüßte?“ In der einen Hand Doldh oder Vitriol, in der anderen das Gebetbuch: so will Nietzsche das Weib. Oder soll nur ihre Rechte nicht wissen, was die Linke thut? Was nützt dem Mann denn der Frauen Frömmigkeit, wenn sie ihn vor Doldh und Vitriol nicht schützt? Und ihre wilden, schweifenden Begierden, die Tigerkrallen u. s. w. kann ich mir auch mit echter Religiosität nicht zusammenreimen. Ruß es sich denn aber reimen? Es reimt sich sogar sehr oft nicht. Es reimt sich auch nicht, daß die Natur der Frau zuerst die unerziehbare innerliche Wildheit verließ und die selbe Natur sie dann zu einem verschließbaren Eigenthum des Mannes bestimmte. Sind da nicht Explosionen zu befürchten?

Es reimt sich auch nicht, daß Nietzsche Behe über das Weib ruft, das (in Folge der Emanzipation) das „Fürchten“ vor dem Manne verlernt und damit seine weiblichen Instinkte preisgibt. Er sagt: „Was dem Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur“ . . . (kommen die Tigerkrallen u. s. w.). Und gleich darauf: „Mit Furcht und Mitleid stand bisher der Mann vor dem Weib, immer mit dem Fuß schon in der Tragödie, die zerreißt, indem sie entzündet.“ Das Weib soll sich vor dem Manne, der Mann sich aber auch vor dem Weibe fürchten. Wäre es da nicht bequemer, wenn Beide abrästeten, Mann und Weib, und versuchten, ohne Furcht, in Frieden und Freundschaft mit einander auszukommen?

„Wehe, wenn erst (wieder als eine Folge ihrer Selbständigkeit) das Ewig-Langweilige am Weibe sich hervormagt.“ Wie? Vor ihren Freiheitbestrebungen hat es sich nicht hervorgewagt und das Schopenhauer- und Nietzsche-Weib, dem Politik, Literatur, jede Art des Wissens böhmische Dörfer waren, ist amüsant gewesen? Na, wenn es nur wahr ist.

Die flüchtigste Umschau in der gegenwärtigen Gesellschaft oder in der Kultur- und Literaturgeschichte lehrt, daß es zu keiner Zeit die als Eigenthum eingeschlossenen Frauen, die Frommen, die Unwissenden waren, denen die Männer huldigten. Im Alterthum waren es die Hetären, die geistvollen, in Literatur und Politik wohlbewanderten, denen die Männer ihre Gunst zuwandten. Eben so geschah es in der Zeit der Fronde, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert (ich erinnere an die berühmten Salons des vorigen Jahrhunderts) und in der Zeit der deutschen Romantik. Die Erotik kam nicht zu kurz dabei. Und das Sonderbarste: der selbe Mann, der jede Freidenkerin perhorreszirt, der vor der „bis zum Buch heruntergekommenen Frau“ drei Kreuze macht: die einzige Frau, die seinem Gemüths- und Geistesleben nahe gestanden hat, Lou Andreas-Salomé, ist eine der tiefstinnigsten und vornehmsten Schriftstellerinnen, die ich kenne. Und auch seine alte Freundin Malvina von Meyenburg ist eine geist- und kenntnißreiche Schriftstellerin. Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, daß seine Beziehungen zu Lou Salomé gerade nur auf Grund ihres vollen Verständnisses seiner Schriften angeknüpft wurden. Solche Widersprüche zwischen Wort und That ziemen sich wenig für einen Apostel der Wahrheit.

Es zwingt uns fast ein Lächeln ab, wenn Friedrich Nietzsche so überzeugt von den Tigerkrallen der gefährlichen, schönen Rasse Weib, von ihrer unbegreifbaren Wildheit redet, — dieser keusche, frauenstrenge Mann, der sicher nie die kleinste weibliche Tigerkralle an seinem eigenen Leibe gespürt, nie erfahren hat, wie diese raubthierartigen Kreaturen, gleich der Tragödie, „entzücken, indem sie zerreißen“. Vielleicht hat er gerade deshalb von ihnen geträumt, wie der Heilige Antonius von den verführerischen Teufelinnen: Halluzinationen einer zu großen Enthalttsamkeit.

Friedrich Nietzsche ist kein Sokrates; er weiß nicht, was er nicht weiß:

Wo hat er seine Frauenstudien gemacht? Etwa in den Hospitälern auf dem Kriegsschauplatz im Jahre 1871, wo er als Krankenwärter neben so vielen Krankenschwestern thätig war? Hat er da der Frauen innerliche Wildheit, ihre raubthierhafte List, ihren Egoismus entdeckt? Oder hat er vor Paris die schöne Gelegenheit, das „Weib an sich“ kennen zu lernen, veräußert?

Auf S. 180 sagt er: „Das Weib will die Männer über ‚das Weib an sich‘ aufklären. . . Das gehört zur Verhäßlichung Europas. Was müssen diese plumpen Versuche der weiblichen Wissenschaftlichkeit Alles ans

Licht bringen. . . Das Weib soll nicht fortsfahren, sich durch Aufklärung zu kompromittiren. . . Mulier taceat de muliere.“ Gott sei Dank, dürften — gerade nach Nietzsche — diese Selbstentblösungen keinen bedrohlichen Charakter annehmen; denn gleich darauf sagt er: „Es (das Weib) will nicht Wahrheit. Was liegt dem Weib an Wahrheit! Nichts ist von Anbeginn dem Weibe fremder, widriger, feindlicher als Wahrheit.“ Da wird sie ja ihre Häßlichkeit nicht an die große Glocke hängen, vielmehr, was da unten in ihrer Seele fürchterlich ist, mit Verlogenheiten gnädig bedecken; und dadurch wäre der Verhäßlichung Europas eine Schranke gesetzt. Sie soll überhaupt nicht entblößen, aufklären, — ja, aber wenn sie es nun doch thut: müßten die Männer nicht eigentlich froh sein, wenn Frauen nur über Frauen aufklären, und könnten, falls sie über Männer ihre Erfahrungen zu Papier brächten — sie stehen ihnen reichlich zu Gebot —, nicht auch da Entblösungen zu Tage treten, die kaum zur Verschönerung Europas beitragen?

Die Frau soll sich nicht emanzipiren, sonst verliert sie die Bitterung dafür, auf welchem Boden sie am Sichersten ans Ziel kommt. (Zur Herrschaft über den Mann.) „Sich vor dem Mann gehen lassen, vielleicht sogar bis zum Buch, wo man sich früher in Zucht und feine, listige Demuth nahm, es dem Manne ausreden wollen, daß das Weib gleich einem wunderbar wilden, oft angenehmen Hausthier versorgt, geschützt, geschont werden müßte,“ hält er für ihre größte Dummheit.

Nietzsche-Nachbavelli giebt der Frau Rathschläge, wie sie es machen muß. Wehe der Frau, die nicht lügt! Darauf läuft es hinaus. Frisch und fröhlich dem Mann ein K für ein U machen, den Mantel nach dem Winde hängen. „Die große Kunst des Weibes ist die Lüge, seine höchste Angelegenheit ist der Schein und die Schönheit. Gestehe wir es: wir Männer ehren und lieben gerade diese Kunst und diesen Instinkt am Weibe.“ Sehr ethisch kann ich Das von dem Manne gerade nicht finden; auch deckt sich wohl kaum die Frömmigkeit, ohne die das Weib widrig und lächerlich sein soll, mit Lüg und Trug. „Der Mann macht sich das Bild des Weibes und das Weib bildet sich nach diesem Bilde.“ Wie? So, wie Nietzsche es charakterisirt, sollte das Weib von Natur und nach Gottes Rathschluß beschaffen sein? Boll Lüg und Trug, Feindin jeder Wahrheit, voll listiger Demuth, raubthierartig u. s. w.? Ist ein stärkeres Argument für die moderne Frauenbewegung denkbar als diese Meinung Nietzsches?

Nein, das Weib soll nicht lügen und trügen, der schöne Schein soll ihm nicht Lebenszweck sein. Im Gegentheil, die Frau soll sich die von Nietzsche gelobten Laster abgewöhnen. Ihr dazu die Hand zu bieten, ist eins der von der Frauenbewegung angestrebten Ziele. Nietzsches Belämpfung der Emanzipation erscheint — auch von seinem Standpunkt aus — beinahe wie ein Streiten um des Kaisers Bart. Nämlich: er hält es für ein „typisches

Zeichen von Flachköpfigkeit, den abgründlichsten Antagonismus (zwischen Mann und Weib) und die Nothwendigkeit einer ewig feindsüßigen Spannung zu leugnen. . . . Die gleichen Affekte sind bei Mann und Weib doch im Tempo verschieden. Deshalb hören sie nicht auf, sich mißzuverstehen.“ Da sie sich also von Anbeginn nicht verstanden haben und sich niemals verstehen werden, dürfte die Realisirung des modernen Frauenideals kaum im Stande sein, die Kluft zwischen den Geschlechtern zu vergrößern.

„Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben“, sagt Nietzsche. Ach ja, auch ihm nicht. . . . In seinen Aphorismen bietet er zahlreiche Glühlichter, die dem Album jedes Anti-Frauenrechtlers zur Zierde gereichen würden. Das bekannteste: „Gehst Du zum Weibe, so vergiß die Peitsche nicht.“ Sklavin und Peitsche: Das reimt sich nun doch. Uebrigens nicht einmal original, dieser Witzsunk. Nietzsche selbst citirt aus einer alten florentinischen Novelle den Spruch: „Buona femina e mala femina vuol bastone“. (Dem guten wie dem bösen Weibe gehört der Stod.)

„Das Weib lernt hassen in dem Maße, in dem es zu bezaubern verlernt.“ Frau A. und Frau B. vielleicht; aber „das Weib“? Mögen sich die Circeen, deren Metier im Bezaubern besteht, durch dieses Glühlicht getroffen fühlen. Die verstehen, sich dadurch zu rächen, daß sie die Bezauberten in . . . fagen wir: in Bierfüßler verwandeln.

„Allen rechten Frauen geht Wissenschaft gegen die Scham.“ Ein Glühlicht, das ein beträchtliches Loch in die Bewunderung Nietzsches zu brennen geeignet ist. Wie? Und die Helotendienste der Liebe, die das Weib in dem von ihm gewollten Havem zu leisten hat, gehen ihr nicht gegen die Scham?

Zuweilen steigern sich Nietzsches Widersprüche ins Große. Aber es sind dann eigentlich gar keine Widersprüche mehr, vielmehr Blitze der Erkenntniß, mit denen er uns überrascht. Im Schein dieser Blitze verwandelt sich die Peitsche, mit der jeder Mann zum Weibe gehen soll, in ein Szepter, das er ihr huldigend reicht, die Hinterstube wird zum Heiligen Hain, der Küchenherd zum Dreifuß. In der Fröhlichen Wissenschaft heißt es: „Eine tiefe, mächtige Altstimme zieht uns plötzlich den Vorhang vor Möglichkeiten auf, an die wir für gewöhnlich nicht glauben: wir glauben mit einem Mal daran, daß es irgendwo in der Welt Frauen giebt mit hohen, heldenhaften, königlichen Seelen, geben könne, fähig und bereit zu grandiosen Entgegnungen, Entschliessungen und Aufopferungen, fähig und bereit zur Herrschaft über Männer, weil in ihnen das Beste vom Manne über das Geschlecht hinaus zum leibhaftigen Ideal geworden ist.“ Und vorher: „Die Thiere denken anders über die Weiber als die Menschen: ihnen gilt das Weibchen als das produktive Wesen. Die geistige Schwangerschaft erzeugt den Charakter des Kontemplativen, welcher dem weiblichen Charakter vermwandt ist: es sind die männlichen Mütter!“

O Nietzsche, Du hoher, priesterlicher Geist, tiefer Geheimnisse Wissler und doch der einfachsten Wahrheiten Nichtwissler! Mit Gott und Göttern kannst Du reden, mit den Gestirnen, mit dem Meer, mit Geistern und Gespenstern. Nur mit und über Frauen kannst Du nicht reden.

Der Glaube scheint unsterblich. Kommt da Einer daher von hohen Bergen, wo er mit Adler und Schlange gehaust, Einer, der Staaten und Parlamente, der Kaiser und Könige über die Klinge seines Geistes hat springen lassen, ja, der geholfen hat, Gott selbst zu töten. Und dieser Taucher, der Meere der Erkenntniß ausgeschöpft hat, der nichts zu glauben meint, was er nicht in seiner Tiefe erforschte: einen Glauben, einen Fetisch hat er sich bewahrt. Er glaubt an ein Naturgesetz, das die Frau in den Harem verweist, sie zu einem verschließbaren Eigenthum des Mannes bestimmt hat.

Er ruft so oft „Wehe“. Ich möchte auch einmal, — nein: dreimal möchte ich Wehe rufen über Friedrich Nietzsche: ein purpurrothes Wehe, weil es mit Herzblut getränkt ist, denn ich liebe ihn, den erschütternden Dichter, den Künstler, der alle Künste in das bewegliche Material der Sprache hineinzubannen verstand. Als ein Maler des Wortes schrieb er; er malte das Alpenglähen, die Mitternachtsonnen, gelbe unermessliche Wästen mit heißem lodern- den Himmel darüber, er malte das Meer in rasender Sturmfluth und das schmeichelnd gleitende malte er auch. Er ist Bildhauer. Aus gewaltigen Steinquadern haut er Göttergestalten heraus und den Uebermenschen. Er ist Architekt. Aus seinen Gedanken bauen sich Kirchen auf mit strahlenden Orgeln, bauen sich Burgen mit lähnen Zinnen, mit schlanken, hoch in den Aether ragenden Aussichtsthürmen, in neuen Sonnen funkelnde. Vor Allem aber ist er der Musiker der Sprache. Er umschmeichelt unsere Sinne mit zarten Klängen wie aus Hirtenflöten, er rüttelt aber auch mit Bosaunenstößen an den Grundpfeilern unseres Denkens, daß sie stürzen. Und dann wieder sind es Gebet-Dithyramben wie aus den Tuben von Erzengeln, die uns auf transszendentale Gipfel tragen. Die Erzengel aber verwandeln sich in Dämonen, die transszendentale Himmelsklänge in gelles, wahnwitziges Lachen aus Abgründen herauf, — Gedanken wie feurige Schwerter, die uns das Brandmal Kains in die Stirn brennen. Und zuletzt ist es ein Abschied voll unermesslichen Wehs und schauernder Wonne, ein Lied wie von sterbenden, wilden Schwänen, „das entzückt, indem es zerreißt“. Friedrich Nietzsche! Du mein größter Dichter des Jahrhunderts, warum schreibst Du über die Frauen so ganz jenseits von Gut? Ein tiefes, tiefes Herzleid für mich. Es macht mich noch einsamer, noch älter, noch abseitiger. Ach, ich weiß es ja: „Auch große Geister haben nur ihre fünffingerbreite Erfahrung. Gleich daneben hört ihr Nachdenken auf und es beginnt ihr unendlicher leerer Raum und ihre Dummheit.“

Also sprach Zarathustra.

Hedwig Dohm.



## Die Halkatisten.

Nacht wars, die Stunde, wo der Tambour sein Grab verläßt, wo Berlin fiebert und Posen schlummert: da betrat ein Fremdling den öden Saal des „zweiten“ Hotels der viel berufenen Provinzialhauptstadt. Es war kein Minister drin; nur zwei Schöppleinschlürfer leisteten noch dem wackeren Wirth Gesellschaft, der aus verschmitzten Neuglein merkwürdig hell in die nächtliche Umwelt blickte. Der Fremde grüßte höflich, dann setzte er sich — o Wunder — an einen „anderen“ Tisch. Die Einheimischen wechselten einen Blick: „Augenscheinlich ein Berliner!“ Dann tropfte die Unterhaltung weiter. Der Fremde las, das Gespräch ging in schweren Pendelschlägen. Stille.

„Verzeihen Sie, meine Herren, darf ich mir eine Frage erlauben? Ich lese hier eben in Ihrem Tageblatt einen Auszug aus polnischen Zeitungen und da kehrt fortwährend ein Wort wieder, das mir ganz unbekannt ist. Ich glaubte bisher eigentlich, ich könnte Deutsch, aber ich muß mich wohl getrrt haben. Es ist höchste Zeit, daß diesem hegerischen Blatte die halkatistischen Krallen gestugt werden; und drei Reihen weiter: die halkatistischen Nachenschaften' . . . halkatistisch? — mir völlig unverständlich.“

Die Einheimischen schmunzelten mit der Ueberlegenheit des Wissenden. Das war ja ihr tägliches Brot, morgens und abends würzig bereitet und von den beiden führenden deutschen Zeitungen verabreicht. Und dem thörichten Fremdling schien die leckere Kost nicht einmal zu munden; er kannte das Wort nicht, dem sieben polnische Blätter ihre Existenz verdanken, er fand es „völlig unverständlich“. Der würde noch Manches unverständlich finden.

So kam es auch. Als der Fremde längst das magische Wort enträthelt hatte, als die Namen Hansemann, Kennemann, Liedemann ihm nicht mehr Schall und Rauch waren, als er selbst zu der Stunde, wo Berlin fiebert und Posen schlummert, am Stammtisch die Pathologie des modernen Bürgerthumes studiren durfte, auch da fand er noch gar Vieles völlig unverständlich. Mit Unrecht, denn Posen ist auf dem besten Wege, eine preussische Normalstadt zu werden, wie sie einer starken Garnison würdig ist. Ein Gang über den Wilhelmsplatz wird uns darüber belehren. Um halb Eins ist die beste Zeit: da zieht die Wache auf.

Auf der beliebtesten Promenade Posens — so brüdt der Lokalpatriot sich aus — wogt ein Boulevardtreiben. Flanirende Offiziere, geschäftige Reisende, der „ruhige Bürger“ des Fürsten Hohenlohe, der zur Mittagzeit ein Bischen Luft schnappen will, die Figurantin vom Theater („Ueber meines Liebchens Neugeln sehn verwundert alle Leute!“), das bläßliche Ladendämchen, das auf kurze Frist dem dumpfen Gewölbe entschlüpft ist, der polnische Pro-



letarier, den der gehäßige Vorkott des Galatismus zu Grunde gerichtet hat. Da wandeln sie dahin, die Damen mit den feinen orientalischen Profilen und den reichen Gewändern, an ihrer Seite die jüdischen Edelleute mit dem harten Blick, den porösen, saturirten Gesichtern, untadelig vom Cylinder bis zum Schnabellschuh.

Der erste Eindruck ist, daß hier keine „Gesellschaft“ vorhanden ist. Ein Nebeneinander, dem die Assimilation fehlt. Augenscheinlich gebricht es an einem Bindemittel, einem Kitt.

Da gehen die Herren von der Infanterie, lauter „Sechser“, von dem bevorzugten Regiment. Aber, bitte, sagen Sie es nicht weiter, die Sieben- undvierziger könnten es übel nehmen. Dort schlendern Artilleristen; aha! Das sind Die, die die Mittelloge rechts haben; eben grüßt sie ein Husar; ist Das nicht der Graf Soundso, der immer in der Mittelloge links sitzt? Er salutirt sehr, sehr höflich; sein Blick scheint zu sagen: „Durchweg nette, anständige Leute. Schade, daß man sich nicht mal kennen lernt!“

Ranu, eine Equipage mit einem Jäger auf dem Bod! Ein polnischer Ragnat? Nein, es ist nur der Oberpräsident. Sieh Einer an! Das ist ein seltenes Glück. Also er ist immer noch da. Ein schlichter Graukopf, hat er sich in sicherer Erkenntnis Dessen, was er besitzt, und Dessen, was ihm fehlt, zum Typus des „wohlwollenden“ hohen Beamten herausgebildet. Es ist unmöglich, ihm Etwas nachzusagen, unmöglich, ihn zu charakterisiren: er hebt sich nicht ab. Keulich theilte die „Tägliche Rundschau“ mit, daß er bei feierlichen Gelegenheiten einen schwarzen Frack trägt. Neben diesem stillen Mann, dem nur bei Kaisertoasten das Herz überquillt, steht der Regierungspräsident. Wie alle präsumtiven Nachfolger ist er durchdrungen von dem Bedürfnis, „anders“ zu sein als der augenblickliche Träger der Macht. Er mag auch gefühlt haben, daß es ihm nie gelingen würde, so wohlwollend zu werden wie sein Vorgesetzter. Dazu gehört nicht nur langjährige Übung, sondern auch holländisches Temperament und die Gabe, die Ereignisse sub specie aeterna zu sehen, wobei denn freilich die Bedeutung eines Rationalitätenkampfes arg zusammenschrumpft und das Rezept des Volksliedes „Ein Bissel polnisch, ein Bissel deutsch“ für heute und morgen Gültigkeit behält. Der Herr Regierungspräsident, ein eleganter, bureaukratisch geglätteter Zuaventyp, hat sich in sicherer Erkenntnis Dessen, was er besitzt, und Dessen, was ihm fehlt, zum Muster des „schneidigen“ hohen Beamten herausgebildet und ich glaube, er hat die Zeichen der Zeit zu deuten gewußt. Er ist der starke Pfeiler des Prohibitivsystems, er erläßt Ordonanzen, wann si, wann la zu schreiben sei. Auf ihm beruhen die Hoffnungen der nationalistischen Heißsporne. Für die Bevölkerung sind beide Herren nur administrative Begriffe; als mitlebende Menschen existiren sie nicht.

Die Beamten leben „unter sich“, die Geschäftsleute thun es auch. Der posener Bürger — ich spreche von dem christlichen, deutschen Bürger — ist politisch passiv. Die Polenfrage hat für ihn nur eine Seite, die kommerzielle. Ob Herr von Wilamowitz Chamade schlagen läßt, ob Herr von Jagow Fanfare bläst: ihm ist es gleichgiltig; er sucht Hausfrieden und Handdiesstuden. Wäher 'die 'schlotternde Haltung, 'die ein Ugeil 'oer 'posener Freisinnigen den Polen gegenüber annahm, daher die blöde Erfindung, der Verein zur Förderung des Deutschthumes habe den Frieden der Provinz zerstört und freventlich die Furien des nationalen Habers heraufbeschworen. Nein, es ist ein unbestreitbares, ein bleibendes Verdienst des Ostmarkenvereins, daß er die Träumenden aufgerüttelt, Fadeln in den Abgrund hinabgeschleudert hat, die den verderblichen Weg warnend erhellten. Alle staatliche Fürsorge ist, so gut und nützlich die Reskripte zu lesen sind, werthlos neben dem einzigen, aber auch unfehlbaren Heilmittel: dem wachen Nationalbewußtsein. Durchdringt dieses Bewußtsein alle Deutschen der Ostmark, so giebt es keine polnische Gefahr mehr, denn mit allen Mängeln unseres Wesens sind wir diesem bedauernswerthen, trotz partiellen Neubildungen degeneirenden Volk materiell und kulturell unendlich überlegen. Die gesunden Triebe, die jetzt auffchießen, verdankt der verwitternde Stamm im Wesentlichen deutscher Gartenkunst.

Die hier so zahlreiche, so mächtige jüdische Bevölkerung sündigt, weil an ihr gesündigt worden ist. Gewiß: die kleinen Juden sind laut und zudringlich, sie wirken wie schreiende Farben; und unter den Aristokraten von gestern sind Karikaturen, die auch im atlasbesetzten Smolning die Walischei nicht verleugnen können. Aber wie viele bescheidene, unterrichtete und durchaus zuverlässige Menschen giebt es unter den posener Israeliten! Auf sie trifft Bolas in seiner Allgemeingiltigkeit nur halbwahres Wort zu: S'ils sont à part, c'est qu'on les y a mis. Sich ihnen zu nähern, sie heranzuziehen, war eine Pflicht der christlichen Deutschen, die die Klugheit zu erfüllen gebot. Jetzt paktiren die Juden mit den Polen, die ausnahmslos geborene Antisemiten und den neuen Freunden obendrein mißtrauisch-gram sind, weil sie ihren wirtschaftlichen Verfall beschleunigt haben; jetzt kokettirt der Freisinn, dessen Kernwerk hier die Juden besetzt halten, mit den Polen, die ihrer geschichtlichen Entwicklung nach für den deutschen Liberalismus unmöglich Verständniß haben können. Ein Blick auf die politische Tendenz ihrer beiden großen Parteien beweist es; die Hospartei ist reaktionär-kerikal, die Volkspartei künstlerisch-radikal.

Doch im Geplauder haben wir ganz die Außenwelt vergessen. Was rennt das Volk, was scharrt sich dort auf der Rampe des stattlichen Gebäudes zusammen? Ach, Das ist das Theater. Glücklicher Direktor, glücklicher

Priester des Musentempels, an dessen weit ausladenden Pforten die lästerne Menge um ein Billet sich fast die Halbe bricht! Was giebt es denn? Halka, große Oper (mit Ballet!) von Moniuszko. Die durchweg neuen Kostume sind von der kunstfertigen Hand des Obergarderobiers \*\*\*fi, die Tänze leitet der Balletmeister \*\*\*fi. Ja, nun erklärt sich der Zulauf. Heute ist die zweite Aufführung, vorgestern brachen fast der Bühne Stützen, nach jeder Nummer bröhnte enthusiastischer Beifall durch das Haus. Auch die Deutschen erlabten sich an den träumerisch-herzlichen Weisen und an dem flotten Mazur, aber das jubelnde Echo, das von den Galerien niederklang, Das kam von den Halkatisten. Es war ein kluger und freundlicher Einfall des Direktors, die polnische Nationaloper aufzuführen, und es war erfreulich und löblich, daß die Behörden das Beginnen billigten. Nicht ein einziger Deutscher in Posen mißgöante den Polen die Freude; aber die Erwartung, daß in der polnischen Presse das Entgegenkommen des deutschen Kunstinstitutes Anerkennung finden werde, konnte kein Kundiger hegen. Der „Dziennik“ gab am Tage vorher schon die Parole aus, daß der Boykott gegen das deutsche Theater als eine Ehrensache betrachtet werden müsse, und wahrscheinlich werden die anderen sechs Organe sich nicht minder unentwegt geberdet haben.

Die polnische Presse — zwei Blätter und fünf Blättchen — schadet durch ihre undisziplinirte, jedem Impulse willige, politisch unreife Haltung der polnischen Sache unendlich. Die Polen selbst, unter ihnen ein hoher Würdenträger, haben mir Das zugegeben. Und die deutsche Presse nimmt die Aeußerungen der Blätter häufig zu ernst, die auf den Chauvinismus ihrer Landsleute spekuliren und die Invektiven gegen deutsche Art gleichsam als Köder auswerfen. Ein feines Inhaltes wegen beachtenswerthes Blatt giebt es in Posen nicht und auch als Gradmesser der nationalen Temperatur dürfen die polnischen Zeitungen nicht ohne das Korrektiv persönlicher Beobachtung benutzt werden. Dank werden wir von der polnischen Presse niemals ernten, denn ihr ist die Voreingenommenheit Geschäftsprinzip. So verständig und liebenswürdig die Polen sich in der privaten Unterhaltung äußern, so unflug und gehässig ist das Gebahren der Zeitungen. Jede Maßnahme der Regierung, sie mag nützlich, sie mag nichtig sein, wird hämisch und aggressiv kommentirt. Das ist jetzt, gelegentlich der beabsichtigten „Hebung“ unserer Provinz, mit unverkennbarer Deutlichkeit zu Tage getreten. Doch gestatten Sie mir noch einige Worte über diese Hebung selbst.

Als Bahnbrecher erscheint Exzellenz Thielen. Er hat die Verfügung erlassen, daß die in Posen erscheinenden Blätter nicht theurer als mit fünf Pfennig pro Nummer verkauft werden dürfen. Berliner Zeitungen werden von diesem Edikt nicht betroffen. Nichts kann klüger, sogar weiser sein als Thielen's Vulle. Der Demonstration bedarf dieser Satz kaum, denn Herr

Thielen ist ja Minister und „der Stern auf seinem Kleid deutet auf Unfehlbarkeit“. Und giebt es ein wirksameres Mittel, deutsche Zeitungen zu unterstützen, als ihre erzwungene Verbilligung? Von nun an wird dem Osten die Civilisation zum halben Preis abgegeben, das Etablissement des Herrn Thielen zeigt Rauschkultur zu Schleuderpreisen an. Was sich der Großvezier gedacht hat, weiß ich nicht und es würde heute zu weit führen, des undurchbringlichen Geistes düstere Wege zu spähen. Begnügen wir uns mit der Thatsache, daß der treffliche Mann auf seine Weise an der Hebung des Ostens arbeitet. Uebrigens sollen die posener Zeitungen beabsichtigen, dem Perronautokraten eine allegorische Darstellung „Im Zeichen des Verkehrs“ zu überreichen. Der Minister ist als Beschützer des Bahnsteiges verherrlicht und in meisterhafter Darstellung veranschaulicht, wie rein und seelisch ruhig wir heutzutage entgleisen.

Herr Thielen also bildet sich ein, den Schritt der Zeit hemmen zu können, wenn er sämtliche Uhren anhalten läßt; zum Glück ist er nicht allein an der Arbeit. Die Regierung ist ernstlich bestrebt, der Provinz aufzuhelfen; ihre gute Absicht wird freudig und freimüthig auch von politischen Segnern anerkannt. Dennoch nagt auch an diesem Werk schon die Nörgelsucht, die im Deutschen Reich grassirt und die nur im Kleinen Journal noch keine Stätte gefunden hat.

Die „Hebung“ ist merkwürdig unpopulär. Das liegt zum Theil daran, daß gerade die besten Elemente des hiesigen Bürgerthumes von den Gedanken des „freien Spiels der Kräfte“, der „Harmonie der Interessen“ und der ganzen freihändlerischen Dogmatik in aller Aufrichtigkeit und Unbelehrbarkeit durchdrungen sind, daß die skrupellose ostelbische Latifundienpolitik, die den lieben Gott zum Eideshelfer ihrer politischen und materiellen Prärogativen herabsetzt und heuchlerisch ob der Begehlichkeit der einst Hörigen zetert, sie abstößt, daß endlich die ganze Hebung unserer heutigen Anschauung, die im Selbstmademan ihr Ideal sieht, nicht sehr sympathisch ist. Und Miquel, der Prometheus des Ostens, der den Götterfunken bringen will, ist nicht der Mann nach dem Herzen der hiesigen Bürgerschaft. Die Einen sind der Ansicht, daß mindestens drei Seelen in seiner Brust wohnen, die Anderen, die lediglich als Steuerzahler empfinden, sehen in ihm nur den Geßler des Fiskalismus, der harten Sinnes Frohn und Zehnten fordert. Mehr Vertrauen flößt immerhin der gräßliche „Agrarier“ Posadowsky ein als der belehrte Sansculotte im Purpurmantel des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler.

Die Inszenirung der Hebung — ein Wort, das man in Posen nur in Gänsefüßchen spricht — ist so unmodern wie möglich. Mehrfach schon hat die hiesige Presse die Geheimnißkrämerei der beteiligten Instanzen gerügt. Wie heute das ganze offizielle Deutschland in dem dynastocentrischen Irrthum

lebt, den Hohenzollern allein sei der Aufschwung der Industrie, das Heilserum und die Barrisons zu verdanken, so läßt auch die Bureaucratie in Staat und Kommune nicht von der zählebigen patriarchalischen Anschauung, daß den artigen Kindern zu Weihnachten Etwas beschenkt werden müsse. Wer vor dem Schlüßelloch schnuppert oder gar hineinschlüpfen will in die köstliche Schatzkammer, bekommt was auf die Finger. So wird seit über sechs Monaten mit Verschwörerheimlichkeit gemunkelt, es „schweben“ Erwägungen, die Konferenz „wird sich schlüssig“, es „verlautet mit Bestimmtheit“, — kurz, es geht Etwas vor, man weiß nur nicht, was. Die spärlichen Mittheilungen, die an die Oeffentlichkeit dringen, findet man nicht etwa in posener Zeitungen. Gott bewahre! Damit könnte ja das Deutschthum in der Provinz gehoben werden. Zwar leuchtet es auch Ministern ein, daß die Presse der Ostmark eine schwierige Stellung hat, daß ihre Aufgabe eine verantwortungsvolle ist, daß es ihre Pflicht ist, durch eingehende und sachliche Erörterung der provinziellen Interessen das Heimathgefühl der Eingewohnten zu stärken, und daß es nicht minder eine Obliegenheit der Behörde ist, die deutschen Zeitungen in dieser Hinsicht zu unterstützen; in der Praxis aber wird ein Verfahren geübt, das weit wirkungsvoller ist, wenn es gilt, vor der Oeffentlichkeit und vielleicht auch an Auerhöchster Stelle Eifer zu prästiren. Der Niederschlag der so lange schwebenden Erwägungen kondensirt sich in einem berliner Blatt zu einer officiösen Notiz, die dann schließlich auch zu Denen gelangt, die es angeht, — zu unseren lieben Posenern. Die posener Zeitungen, das loyale, verständig geleitete „Tageblatt“ und die dann und wann einmal wider den Stachel lödende „Posener Zeitung“, nehmen den Affront mit Lammesgeduld hin, weil sie wissen, daß ihr Publikum zuerst die Annoncen, dann das Lokale und schließlich das Vermischte liest. Politisches Interesse haben nur wenige sonderbare Käuze: die Juden allein sind geistig regsam, aufnahmefähig und temperamentvoll. Soll aber hier das Deutschthum werbende Kraft gewinnen, so muß die Bevölkerung bewußt, politisch denken lernen und nur die Presse kann sie dazu anleiten. Für die geschilderte thörichte Taktik ist meines Erachtens der Oberpräsident verantwortlich: er ist ja nicht der Ur-Heber, — im Gegentheil, die Neuerungen sind dem Routinier lästig, er spielt die selbe Melodie tagtäglich und immer mit Sordine; er will in der Provinz den „Frieden“.

Der zweite Einwand der Unzufriedenen gilt den bisherigen Ergebnissen der Hebung selbst. Wir haben allerhand Geschenke, Bilder und Bücher, erhalten und jetzt kommen gelehrte Männer aus den Centren des geistigen Lebens und spenden Weisheit Allen, die sie hören wollen. Ein Haus soll gebaut werden und das Dach ist schon fertig, auch mächtige Säbel mit Tünche sind zur Stelle. Diejenigen Kreise Posens, die im praktischen Erwerbaleben stehen, sehen dem Treiben und seiner gut gemeinten Geschäftigkeit kopfschüttelnd zu. Daß Professor Adolph

Wagner mit seiner Kritik des ökonomischen Liberalismus unberechtigte Empfindlichkeiten verletzt hat, will nicht viel bedeuten: „Gefundheit ist schön!“ sagen unsere Israeliten und gehen verstockt, aber interessirt auch zum zweiten Vortragabend. Wenn aber hier Kants „Kritik der reinen Vernunft“ zum Gegenstand gewählt wird, wenn „diplomatische Uebungen zum Entziffern alter Urkunden“ unter Leitung eines Archivrathes stattfinden, so muß man Denjenigen Recht geben, die den aristokratisch-dekorativen Charakter der ganzen Aktion beklagen. So angenehm im kargen Militärstaat Preußen die ideale Tendenz dieser Bestrebungen und die Gebelauene Miquels berühren, so muß doch die Thatsache einmal hervorgehoben werden, daß hier Wichtigeres zu thun ist, daß man, statt bunte Wimpel zu hissen, ein solides Fundament legen sollte, daß die Volksschule mehr Bedeutung hat als die Hochschule, daß eine Badeanstalt nützlicher ist als ein Museum, daß der Proletarisirung der niederen Volksschichten Einhalt gethan werden, das Wohnungelend gelindert werden müßte, — kurz, daß uns das Hemd näher ist als der Rock. Die Hebung, wie sie jetzt betrieben wird, erfolgt nach dem Motto: *Le superflu c'est le nécessaire* zu Gunsten einer keineswegs bedürftigen Minorität, erzielt Potemkinresultate und firmigt brüchige Fassaden. Praktische Pläne hat von den Provinzialbeamten bisher nur Herr von Gogler produziert, — Pläne, die man loben kann, ohne zwischen zwei Interpunktionszeichen das Problem „Agrarstaat oder Industriestaat?“ lösen zu wollen.

Ich habe mich auf Seitenpfade verirrt, denn eigentlich wollte ich von den Gallatisten sprechen. Vielleicht liegt in diesem Wort ein politisches Programm: eine Bevölkerung, die ihrem Handel und Wandel nachgeht und sich abends in stolzer Nüchternheit an dem schimmernden Scheinbilde der nationalen Herrlichkeit erbaut, eine solche Bevölkerung ist, wenn sie mit ruhiger Konsequenz behandelt wird, nicht gefährlich. Galta ist keine Fenella, Zontel kein Masaniello. Ich begrüße jede Hebung des polnischen Wohlstandes mit Freuden; wie die polnischen Blätter behaupten, soll es ja ruchlose Menschen geben, die die Polen systematisch verelenden wollen; ich möchte sie, um es roh, aber deutlich zu sagen, viel lieber mästen. Der polnische Adel war gefährlich, das polnische Proletariat kann es werden; es gilt, eine polnische Bourgeoisie zu schaffen — sie ist ja schon im Entstehen —, die Etwas zu verlieren hat. Am Werkeltage fleißig Konkurrenz um das verfluchte liebe Brot, beim Festtagsbier ein schnell verbrauchender Gajziorepatriotismus und von Zeit zu Zeit *Fata Morgana* mit obligater retrospektiver Vergoldung. Deshalb ist mein Ruf: Laßt die Polen Gallatisten werden!

Pöfen.

Fritz Flint.



## Der Weihnachtsbaum.

Unten im Thal, das ein lebhafter Fluß durchrauschte, lag eine kleine Stadt und auf der Höhe darüber ein noch kleineres Dorf. In diesem Dorf lebten so wenige Leute, daß es nicht einmal einen eigenen Arzt hatte. Daher mußte der Doktor aus der kleinen Stadt hinauf, wenn oben Jemand krank war, und Das kam ziemlich oft vor, besonders im Winter, wenn die Landleute Zeit zum Kranksein haben. Dem Doktor war Das aber gar nicht unangenehm, denn er liebte die gesunde Bewegung in frischer Luft. Er machte deshalb den Weg immer zu Fuß, im Sommer wie im Winter, und so auch heute.

So beschwerlich war es aber noch nie gewesen wie an diesem Tage: auf jeden Schritt vorwärts rutschte er einen halben zurück. Das kam, weil in der letzten Nacht frischer Schnee auf den alten gefallen war, fast einen Fuß hoch, so daß der Doktor sich eine ganz neue Bahn bergan treten mußte.

Kurz vor der Höhe machte er Halt, um zu verchnausen und sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Dabei kam er gerade vor einer schlanken jungen Tanne zu stehen, die aber doch schon größer als er und auf allen ihren Zweigen schwer mit dickem Schnee bedeckt war.

„Ja, Du hast es gut!“ sagte der erschöpfte Mann so vor sich hin zu der Tanne, „Du brauchst Dich nicht zu plagen wie Unsereins. Dich seht der Herrgott hierher auf einen schönen hohen Berg, stillt Deinen Hunger und Durst mit Erde und Regen und Du hast nichts weiter zu thun, als zu wachsen. Das nenne ich ein Leben!“ Dabei sah er mit seinen guten, lustigen Augen die Tanne gar freundlich an. . . Doch wie war ihm denn da? Klang nicht ein Stimmchen ganz leise und wimmernd just aus dem kleinen Baum heraus?

„Ei der Tausend, Das ist ja sehr wunderlich!“ dachte der Doktor und stapfte noch näher heran. Da hörte er ganz deutlich: „Herr Mensch! Ach, Herr Mensch!“ Ihm wurde fast unheimlich zu Muth, aber das Stimmchen klang so klagend, daß er voll Theilnahme fragte: „Was ist denn? Wo drückts Dich?“

„Ach, überall, überall. Helfen Sie mir doch, Herr Mensch! Sehen Sie denn nicht, daß der viele Schnee mich zerbrechen wird? Au! Bitte, schnell, sonst knicken mir alle meine Arme.“

„Ei, sehr gern!“ rief der Doktor und schüttelte schnell die vordersten Äste, dann griff er den Stamm und stieß ihm mit Kraft hin und her. Nach wenigen Nußen war es geschehen: die Tanne stand frei, der Schneelast entledigt, im Grün ihrer blanken und zierlichen Nadeln.

„Danke schön, danke! — ah —!“ sprach sie und athmete tief und hob ihre Zweige, die breiten und stärkeren unten, die feineren oben, freudig empor.

„Siehst Du, wozu so ein Doktor doch gut ist!“ Er lächelte und wandte sich ab, um weiter zu gehen. Denn eigentlich war er doch ein Menschenarzt und konnte sich den Leiden eines Bäumchens nur im Vorübergehen widmen.

So schwierig der Aufstieg gewesen war, so leicht und schnell kam der Doktor vorwärts, als er aus dem Dorf zurückkehrte, denn nun ging es ja bergab. Aber er machte doch Halt, als er an der grünen Tanne vorbeikam, und fragte vergnügt: „Nun, wie gehts?“

„Au, au!“ klang es wimmernd zurück.

„Was? Wieder: Au? Na, was ist denn jetzt los?“

„Ach, Herr Mensch, bitte bitte, decken Sie mich wieder zu, ich erfriere. Sie haben mich ja ganz nackt gemacht, Sie dumme Herr Mensch.“

„Nanu, lieber Freund! Erst soll ich Dich schütteln und nachher bekomme ich Schelte dafür? Weißt Du, Das ist nicht hübsch.“

„Nicht hübsch? So! War es denn etwa hübsch, was Sie mit mir gemacht haben? Au, au! Also bitte!“

„Bitte? na was denn?“

„Schneien. Was sonst? Ich will wieder zugebedt sein.“

Der Doktor wachte nicht recht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Daher schüttelte er verwundert seinen Kopf.

„Ja, schütteln! Das können Sie freilich, Herr Mensch. Sonst aber scheinbar auch nichts. Nicht einmal schneien! Da sieht man, was es auf sich hat mit der berühmten Klugheit der Menschen.“

Trotz seiner Gutherzigkeit mußte der Doktor jetzt über den komischen Zorn des Bäumchens lachen. „Rein lieber Freund,“ erwiderte er, „da hast Du Recht: schneien können wir Menschen nicht, auch Sonnenschein, Regen und alles Dergleichen liegt nicht in unserer Kraft. Dafür aber können wir Anderes, Vieles, so viel, daß Du mir doch nicht glauben würdest, wollte ich Dir auch Alles zu erklären versuchen.“

„Das könnte Jeder sagen,“ knurrte die Tanne. „Ist mir auch ganz Einerlei, da es mir doch nichts hilft. Au au! au au au!“

Jetzt fing das Bäumchen den Doktor zu dauern an, und er machte sich Vorwürfe, daß er es gar so kahl geschüttelt habe. Wie hübsch sah es aus! So edel gewachsen, so tadellos grade, und Aestchen um Aestchen so regelmächtig gebildet, die Nadeln so glänzend, der Stamm so sauber und glatt, — wahrhaftig, Das wäre ein Christbaum, wie er im besten Bilderbuch nicht schöner zu sehen sein möchte. „Weißt Du“, sagte der Doktor, nachdem er den rechten Zeigefinger nachdenklich an die Nase gelegt hatte, „weißst Du, ich möchte Dir wirklich gern helfen, und da ich nun einmal leider nicht schneien kann, will ich Dir einen anderen Vorschlag machen. Was meinst Du, wenn ich Dich aus der Kälte hier fortnehme, in mein Haus, und Dich in ein schönes warmes Zimmer stelle, wo Dich nicht friert, — nein, wo schöne Äpfel an Dir hängen werden, richtige Äpfel und Nüsse, goldene Nüsse, und auf allen Zweigen bunte Lichter, die heller scheinen als in der Nacht die vielen Sterne, — was meinst Du?“

Das Bäumchen war starr, aber jetzt nicht vor Kälte, sondern vor Staunen. „Herr Mensch — was sagen Sie da! Das können Sie machen?“

„Ei freilich, mein Ehrenwort darauf.“

„Na, Das möcht' ich wirklich erleben! Gut, ich bin einverstanden, Herr Mensch. Also bitte, nehmen Sie mich mit.“

„Ich könnte wohl, aber ich darf nicht. Weißt Du, der ganze Wald hier gehört dem König; und Du hast doch gewiß schon manchmal den alten Mann im grünen Rock gesehen? Das ist der Oberförster, dem der König über alle Bäume dieses Waldes gesetzt hat, und den muß ich erst um Erlaubniß fragen, ob ich Dich haben darf. Wenn es Dir aber Ernst damit ist, daß Du zu mir in das warme Zimmer kommen und die bunten Lichter tragen willst, die Äpfel und die goldenen Nüsse, dann werde ich . . .“



„Ja doch, ja doch!“ unterbrach ihn das Bäumchen ungeduldig. „Muß man Euch Zweibeinern denn Alles zweimal sagen? Also laufen Sie, Herr Mensch, laufen Sie, sonst erfriere ich doch noch, — au, au!“

„Gut denn“, sagte der Doktor. „Es sind freilich noch acht Tage bis Weihnachten, aber wenn es Dir so sehr dringlich scheint, will ich Dich schon heute holen lassen. Auf Wiedersehen also, adieu.“

Damit ging er von dannen, und ehe er in die Stadt kam, bog er rechts ab zum Oberförster. Der brummte freilich zuerst Allerlei in den langen grauen Bart, endlich aber gab er nach, dem Doktor zu Liebe, und schickte auch gleich einen Holzknecht hinauf in den Wald. Er könne sich gar nicht irren, erklärte der Doktor dem Knecht, denn er brauche nur seinen frischen Spuren durch den Schnee zu folgen, dann werde er kurz vor der Höhe den kleinen Baum schon finden, den einzigen grünen, während alle anderen dicht mit Schnee bedeckt seien.

Und richtig: kaum hatte der Doktor mit seiner Frau und den beiden Kindern zu Mittag gegessen, als er schon den Holzknecht mit seiner grünen Last die Straße herabkommen sah. Willigt hieß er die Kinder, die den Baum doch noch nicht sehen durften, in ihr Zimmer gehen, das nach dem Garten hinaus lag. Dann öffnete er einen kleinen dunklen Raum unter der Treppe, in dem allerlei alte Kisten und Koffer aufbewahrt wurden. In diesen ließ er das Bäumchen hineinstellen und steckte den Schlüssel der Thür, die er sorgfältig abschloß, in die Tasche. Der Holzknecht aber erhielt sein Trinkgeld und ging fort.

Dann kamen Kranke, einer nach dem anderen. Am späten Abend mußte der Doktor noch eine weite Fahrt über Land machen und auch an den folgenden Tagen hatte er so viel zu thun, daß er sich gar nicht mehr um die kleine Tanne kümmerte. Nur, wenn er auf seinem Gange in das hochgelegene Dorf oder auf dem Rückwege von dort her an der Stelle vorbeikam, wo ihre Wurzeln noch in der Erde staken, dachte er jedesmal daran, aber nur ganz kurze Zeit. Denn er hatte seinen Kopf voll von Gedanken und Sorgen, wie er seine vielen Kranken wieder gesund machen könnte.

Endlich kam der Tag heran, auf dessen Abend sich die Kinder schon Wochen lang so riesig gefreut hatten, daß sie sogar davon träumten.

Als sie nach Tisch mit ihrer Mutter ausgegangen waren, schloß der Doktor zum ersten Male wieder den dunklen Raum unter der Treppe auf und ergriff das Bäumchen, um es herauszuholen.

„So, nun komm!“ rief er ihm dabei zu. „Jetzt will ich wahr machen, was ich Dir versprochen habe.“

Statt aller Antwort bekam er einen Stich ins Auge, von einem spitzigen Zweig, so daß er das Bäumchen vor Schmerz loslassen und in die Küche gehen mußte, um sich das Auge zu kühlen.

„So, nun sei brav!“ sagte er, als er zurückkam, und sagte den schlanken Stamm von Neuem an einer anderen Stelle. Aber es ging nicht so leicht, wie er dachte: das Bäumchen sperrte sich, wollte nicht durch die enge Thür, und als er es endlich im Wohnzimmer hatte, wollte es durchaus nicht festsetzen in dem eisernen Gestell, das er schon öfter zu diesem Zweck benutzt hatte und das doch so praktisch war. Endlich stand es. Und nun nahm der Doktor die Kessel, Rüsse und Lichte, die seine Frau schon in Bereitschaft gelegt hatte, um sie an den Zweigen

theils aufzuhängen, theils mit kleinen bunten Klammern zu befestigen. Aber das Bäumchen wehrte sich, wie es nur konnte, kratzte und stach und bog seine Äste fortwährend, bald rechts und bald links, so daß die Lichte immer wieder schief wurden. „Höre, Du willst wohl nicht, was?“ rief zuletzt der Doktor ganz ärgerlich. „Warte nur, ich will Dich schon zwingen!“

Da endlich begann auch das Bäumchen, dessen kleine Stimme in dem dunklen Raum ganz eingetrostet war, wieder zu sprechen. Wie erstarrt aber der Doktor! Denn während alle Menschen ihn verehrten und liebten, mußte er nun auf einmal hören, daß er ein ganz schlechter Kerl sei, ein wortbrüchiger Schuft, ein ganz gemeiner Betrüger. Statt es selber zu holen, so schalt und klagte das Bäumchen, und statt es mit allen Wurzeln in das versprochene warme Zimmer zu verpflanzen, habe er es durch einen groben Holzknecht grausam abschlagen und acht Tage und Nächte in einem finstern Loch stehen lassen, wo es fast gestorben sei vor Wuth und Verzweiflung; was nütze es ihm jetzt noch, daß er es endlich in das warme Zimmer gebracht habe und mit dem bunten Kram behänge, wo es gewiß eines baldigen Todes sterben werde; denn daß es ohne seine Wurzeln auf die Dauer nicht leben könne, müsse doch wohl selbst ein Mensch einsehen.

Der Doktor war ganz blaß geworden und wollte sich vertheiligen, aber das zornige Bäumchen ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern schalt ohne Ermatten weiter. Er solle es schnell wieder dahin bringen, von wo er es Väterlichstig geraubt habe, denn es wolle weiter wachsen und niemals wieder einem Menschen trauen.

Da es so Unmögliches von ihm verlangte, wußte sich der Doktor nicht anders zu retten als durch die Erklärung: daraus könne nichts werden; er habe ihm aus seiner damaligen Noth helfen wollen und geholfen, so gut er es vermochte, und wenn es nicht damit einverstanden gewesen wäre, hätte es Das damals gleich sagen müssen, — nun sei es zu spät, und weyn es sich jetzt nicht geduldig und artig schmücken lasse, werde er es in Stücke hacken und ins Feuer werfen. Diese fürchterliche Drohung brachte das Bäumchen zum Schweigen, obwohl sie doch gewiß nicht ernst gemeint war. Es seufzte nur noch einmal tief auf und ließ dann Alles ruhig mit sich geschehen, ohne sich weiter zu sperren oder zu sträuben.

„Siehst Du, nun bist Du vernünftig“, sagte der Doktor, „dafür will ich Dir auch noch viel schönes Zuckerwerk an Deine Zweige hängen: so — und so — und so —. Ei, nun siehst Du wunderhübsch aus! Da werden die Kinder sich freuen.“

Daß das Bäumchen nur aus Furcht und zorniger Trauer so still und geduldig war, verstand er nicht, sondern er glaubte, es habe sich aus Einsicht willig gefügt, und Das freute ihn sehr. Denn er hatte doch wirklich das Beste gewollt. Darum war er von Herzen vergnügt und pfiß dazu, als er lauter schöne Sachen auf die Tische vertheilte, was sich nur wünschen und denken ließ.

Und als es Abend geworden war und die Mama im Wohnzimmer den Kindern Märchen erzählte, um ihre schreckliche Ungebuld zu bezähmen, da ging der Doktor leise in das Wohnzimmer und zündete alle die vielen bunten Lichter an dem reich geschmückten Bäumchen an, eins nach dem anderen, — und mit einem Male klingelte es laut und lustig, die Flügelthür ging auf und alle Pracht und Helle strahlte plötzlich herein, wie es im schönsten Märchen nicht herrlicher und überraschender sein kann.

Da stürzten die Kinder hinein und jubelten und klatschten in die Hände und beiden Eltern traten die Thränen in die Augen, als die Kleinen sich an sie hingen und sie immerfort küßten, da sie vor Dankbarkeit gar nicht sprechen konnten.

Auch der Kuscher kam mit den Mädchen, Alle erhielten schöne Sachen und freuten sich, da sie wußten, daß Alles von Herzen kam. Das größte Vergnügen aber machten auch ihnen die Kinder, die unter ihren Geschenken bald herausgefunden hatten, was ihnen zunächst das Schönste schien. Karl ritt auf einem großen Schaukelpferd und blies dazu beständig auf einer schmetternden Trompete, wobei alle die vielen brennenden Kerzen des Christbaumes sich in seinen leuchtenden Augen spiegelten; und Lisbeth saß auf ihrem kleinen Stuhl neben dem Baum und konnte sich nicht satt sehen an ihrer neuen Puppe mit den verschiedenen Kleidern und dem reizenden Bett, in dessen Kissen richtige weiche Federn waren. So ging es immer fort, auch als die Lichter längst herabgebrannt waren, und nach dem Abendessen durften die Kinder noch eine ganze Stunde aufbleiben. Dann ließen sie sich artig zu Bett bringen, und als die Mutter sagte, sie sollten nun schnell einschlafen und prachtvoll träumen, erklärte der kleine Karl mit Bestimmtheit: er wolle jetzt nie wieder träumen, denn schöner als so eine wirkliche Weihnacht könne ja doch kein Traum sein.

Indessen war der Doktor allein im Zimmer geblieben und lagte vergnügt vor sich hin, während er die vielen Dinge noch einmal über sah, mit denen er allen Beschenken so große Freude gemacht hatte.

Da hörte er plötzlich die Stimme des Bäumchens, ganz leise und schwach, aber deutlich genug: „Sie, Herr Mensch!“

Er erschrak und dachte: O weh, nun bekomme ich zum Schluß des schönen Abends noch einmal Schelte von Dem da! „Was ist denn?“ fragte er zögernd.

„Herr Mensch“, sprach das Bäumchen, so freundlich und weich, daß der Doktor es ganz erstaunt ansah, „Herr Mensch, ich bin nicht mehr böse, ich nehme auch Alles zurück, was ich gegen Sie gesagt und gedacht habe. Denn wenn Sie mich nicht hierhergebracht hätten, würde ich ja niemals das Schönste gesehen haben, was es auf der ganzen Welt geben kann.“

„Das ist sehr lieb von Dir“, sagte der Doktor vergnügt. „Aber was ist es denn, das Dir so sehr gefallen hat, daß es Dir das Schönste auf der Welt zu sein scheint?“

„Wie können Sie danach nur fragen, Herr Mensch!“ antwortete das Bäumchen verwundert. „Kann es denn etwas Schöneres geben als so glückliche Kindergesichter, wie ich sie heute gesehen habe? O, daß ich diese Freude sehen und gar dazu mithelfen konnte, Das macht mich so froh, daß ich mir gar nicht mehr wünschen mag, in meinen Wald zurückzukehren. Nein: so lange ich noch ohne meine Wurzeln leben kann, will ich hier stehen und mich über die lustigen Kinder freuen.“ Der Doktor war ganz gerührt und wollte gerade Etwas antworten, als seine Frau wieder herein kam. Da ging er auf sie zu, umarmte und küßte sie, — und dann haben sie noch lange Stunden zusammen gegessen. Er erzählte ihr die Geschichte des Bäumchens, und was es Alles gesagt habe, und sie kamen überein: der Weihnachtsbaum habe ganz Recht, es gebe wirklich nichts Schöneres auf der Welt als glückliche Kindergesichter.



## Selbstanzeigen.

**Der Schatz der Armen.** (Le Trésor des Humbles.) Von Maurice Maeterlind. Verlag von Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig 1898.

Maeterlind ist — trotz den Hausknechtsprotesten des Herrn Max Nordau in seiner sauberen „Entartung“ — in Deutschland kein „Eindringling“ mehr. Seine Dramen sind fast ausnahmslos ins Deutsche übertragen; vom „Eindringling“ (L'Intruso) sind in den letzten vier Jahren nicht weniger als drei mehr oder minder gelungene Verdeutschungen erschienen. Der jetzt vorliegende „Trésor des Humbles“ ist eine Abrechnung im Großen, „ein Rückblick auf seine dichterische Thätigkeit, eine Philosophie und zugleich Aesthetik zu seinen Dramen“, wie er selbst sagt. Das Buch ist von mir ohne Berücksichtigung früherer Uebersetzungskünste ganz und einheitlich übertragen und stilisirt worden. Doch schreibe ich mir deshalb kein Verdienst besonderer Art zu; der Uebersetzer spielt gleichsam nur die Rolle der Hebamme: die Mutter bringt das Kind, der Künstler das Werk zur Welt; ihnen allein gebührt der Ruhm. Und in diesem Falle gebührt er in zweiter Linie dem Verleger und Herrn Melchior Lechter, die das Buch in einer Weise ausgestattet haben, wie wir sie bisher nur bei den besten englischen Drucken gewohnt waren. Man mag über Lechter denken, wie man will: in archaisirender Buchausstattung aber macht es ihm so leicht Keiner nach. So wird diese Ausstattung nicht allein dem Bibliophilen Freude bereiten — Maeterlind selbst nennt sie une merveille typographique —, sondern auch dem tief sinnig mystischen Inhalt den rechten Dunstkreis, den ihm eigenen Stil geben und den plämischen Mystiker deutschen Lesern hoffentlich doppelt vertraut machen. Verrathen sei noch, daß Maeterlind, der als echter Kunstmann, wie Nietzsche, sich in eine Weltanschauung und Weltstimmung einlebt und aus ihr auch wieder hinauslebt, mit diesem „Schatz der Armen“ etwas Unwiederbringliches, Einmaliges geschaffen hat; sein neues Buch, „La Sagosso et la Destinée“, das neulich in Paris und (in englischer Sprache) in London erschien und das ich im März deutsch herausgeben werde, bringt eine völlig gewandelte Weltanschauung zum Ausdruck und verhält sich zum Trésor des Humbles etwa wie die Renaissance zum Mittelalter. Es ist nicht mehr theologisch, sondern philosophisch. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.



**Der Alkoholismus nach Wesen, Wirkung und Verbreitung.** Bd. 13 der Bibliothek für Sozialwissenschaft. Leipzig 1898, Georg F. Wigands Verlag.

Jüngst hat in diesen Blättern Professor Fotel seine Anschauung über die Alkoholfrage dargelegt. Seine Ausführungen beweisen, wie sehr man Autorität auf dem Gebiete der individuellen Trinkerpflege sein kann, ohne sich über den Alkoholismus als gesellschaftliches Phänomen im Klaren zu sein; denn nur so ist es möglich, daß der erfahrene Irrenarzt, in dessen Wirkungskreis allerdings die grassesten Fälle des Mißbrauches alkoholischer Getränke vorkommen, sich den radikalen angelsächsischen Abstinenzlern anschließen konnte, die uns „auch keinen Tropfen im Becher mehr“ lassen wollen und von dem einfachen Appell an das

moralische Bewußtsein des Individuums, das dem Alkohol in jeder Form entsagen soll, ein vollständiges Verschwinden des Alkoholismus erwarten.

Durchaus im Gegensatz zu dieser Auffassung des Problems stehen die Ausführungen, die ich in meinem Buch gebe. Gegenüber den Enthaltensfanatikern, die das Trinken nur als eine schlechte Gewöhnung des Menschen gelten lassen wollen, führe ich im ersten Theile, der die Wirkung des Alkohols behandelt, aus, daß die Einverleibung alkoholischer Getränke, wie der narkotischen Stoffe überhaupt, im Genußleben des Menschen eine eigenthümliche, schwerlich ganz auszumerkende Stellung einnimmt. Denn während der Mensch in der Regel sein Genußkonto aus den Wahrnehmungen, die der Außenwelt entstammen und durch Vermittelung der Sinnesorgane dem Bewußtsein übermittelt werden, bestreitet, vermag er bei Anwendung narkotischer Stoffe allein durch direkte Reizung der Großhirnrinde mittels einer chemischen Substanz sich Lustgefühle zu verschaffen, die unabhängig von den aus der Außenwelt stammenden Wahrnehmungen und von der Beschaffenheit der Sinnesorgane sind. Diese euphorische Wirkung haben in geringem Grade die Aufgußgetränke und der Tabak, in eminentem Maße aber die stark wirkenden Stoffe, wie Alkohol, Opium, Haschiß, Koka, von denen der Alkohol relativ am Wenigsten schädlich ist. Selbstverständlich bezweifle ich nicht, daß sich einzelne Individuen oder Gruppen der stark wirkenden Narkotika und damit auch des Alkohols völlig zu enthalten vermöchten: ich behaupte nur, daß die euphorische Wirkung des Alkohols so lange für die große Masse nichts von seiner Anziehungskraft einbüßen wird, als nicht die der Außenwelt entnommenen Wahrnehmungen in ganz überwiegendem Maße in der Betonung durch Lustgefühle dem Bewußtsein übermittelt werden, und daß die Menschen schwerlich in einer Zeit auf dieses Mittel verzichten werden, in der die Außenwelt für die überwiegende Mehrzahl der Individuen die Quelle so vieler und so starker Unlustgefühle ist, daß nur die Stumpfheit ihrer Sinne sie vor der Verzweiflung bewahrt.

Da die Menschen in absehbarer Zeit ein Bedürfnis nach starken narkotischen Mitteln behalten werden und von diesen Mitteln für die Völker des europäischen Kulturkreises zu ihrem Glück nur der Alkohol in Frage kommt, ist es von Wichtigkeit, die Grenzen festzustellen, innerhalb deren sich der Genuß der alkoholischen Getränke bewegen darf, ohne in Mißbrauch überzugehen. Diese Erörterung fällt neben einer zusammensfassenden Darstellung der physiologischen und pathologischen Wirkung der Spirituosen den ersten Theil aus.

Für das Verständnis des Alkoholismus als Massenerscheinung trägt sehr die Beachtung der Thatsache bei, daß das Alkoholbedürfnis ganz bestimmte, für einzelne Epochen geradezu charakteristische Formen des Trinkens gezeitigt hat. Die älteste Form, alkoholische Getränke zu genießen, ist das Trinken bei den Mahlzeiten. Aus dieser Gewohnheit entwickelt oder parallel mit ihr entstanden finden wir fast überall das Trinken bei geselligen Zusammenkünften, das sich häufig an die Formen des politischen und religiösen Lebens anschließt. In der Neuzeit verbreitet sich das gewohnheitgemäße Trinken bei der Arbeit und in den Arbeitspausen zum Zweck einer Steigerung der Arbeitsleistung und zum Ausgleich einer mangelhaften Ernährung: ermöglicht durch die Herstellung des billigen, leicht transportablen und alkoholreichen Branntweins, begünstigt durch die mo-

berne Produktionsweise und die Mercantilisirung der landwirtschaftlichen Produkte. Diese Formen des Trinkens haben nun für die Ausartung des Genusses alkoholischer Getränke in Mißbrauch und dessen bedenklichste Erscheinung, die Trunksucht, eine durchaus verschiedene Bedeutung; denn der Spirituosenmißbrauch entsteht selten aus dem Trinken bei den Mahlzeiten, häufiger aus dem Trinken bei geselligen Zusammenkünften, erhält aber die Bedeutung eines erschreckenden sozialen Phänomens zunächst durch die Einbürgerung des gewohnheitsgemäßen Trinkens bei der Arbeit und in den Arbeitspausen.

Diese auffällige Thatsache findet ihre Erklärung in den Ursachen des Alkoholismus, die im zweiten Theile des Buches besprochen werden. Sie sind sowohl im Inneren des Menschen als auch besonders in der umgebenden Außenwelt zu suchen. Zwar sind die Individuen, die in Folge ihrer psychopathischen Konstitution trunksüchtig werden, auch ohne daß äußere Faktoren wesentlich mitwirken, zahlreicher, als man gewöhnlich annimmt, aber das eigentliche Gros der Trinker verdankt sein Leiden doch den in der Außenwelt liegenden Faktoren: dem Klima, der Rassenzugehörigkeit, der Produktionsart der Getränke, den Formen des geselligen und öffentlichen Lebens, den sozialen Verhältnissen, — sei es, daß sie stark genug sind, normal Veranlagte zur Trunksucht zu bringen, sei es, daß sie belastete Individuen, die sonst vielleicht unberührt geblieben wären, mit dem Alkohol vertraut machen. Der Erörterung der in der sozialen Lage ruhenden Ursachen des Alkoholismus des städtischen und ländlichen Proletariates ist ein breiter Raum gewährt und der Einfluß der Unterernährung, der Ueberarbeit und der Unzugänglichkeit anderer Genüsse auf das Alkoholbedürfnis der Massen eingehend geschildert worden.

Der dritte Theil handelt von der Bekämpfung des Alkoholismus. Hier wird die Anschauung vertreten, daß der Appell an das Individuum, wie ihn die Temperenzbewegung als hauptsächliches Kampfmittel anwendet, zur Zeit nur eine untergeordnete Bedeutung haben kann und daß erst die in dem sozialen Elend ruhenden ursächlichen Momente des Spirituosenmißbrauches gehoben werden müssen, ehe die Belehrung des Individuums in größerem Umfange Früchte tragen kann. Zugleich ist eine kritische Darstellung der Enthaltjamkeit- und Mäßigkeitsbewegung und der vom Staat unternommenen Maßnahmen gegeben worden.

Die Arbeit ist als die erste einer Reihe von sozialhygienischen Schriften gedacht, in denen die Kindersterblichkeit, die Volkskrankheiten, die Veränderungen der Körpergröße in geschichtlicher Zeit und Aehnliches in der Weise abgehandelt werden sollen, daß die reiche Ausbeute der kasuistischen Medizin mit den Ergebnissen der sozialen Wissenschaften in Zusammenhang gebracht wird. Vielleicht können diese Versuche dazu beitragen, eine bessere Erkenntnis jener Vorgänge im gesellschaftlichen Leben anzubahnen, deren Summe wir unter der zur Zeit noch sehr nebelhaften Vorstellung der Rassenverbollkommung und Rassenentartung begreifen.

Alfred Brotjahn.



## Spaniens Zukunft.

Auf die Tragödie des Krieges ist jetzt das Satyrspiel gefolgt. Spanien hat in einem weitläufigen Vertrage seinen Kolonien auch *de jure* entzogen, nachdem es sie bereits *de facto* verloren hatte und die Hoffnung auf ihre Wiedereroberung selbst dem stolzesten Hidalgo entchwunden war. Wird das Land aus dieser größten Demüthigung, die seine Geschichte verzeichnet, heilsame Lehren ziehen? Daran ist es selbst nicht nur, sondern die ganze civilisirte Welt interessiert; denn für die internationalen Verkehrsbeziehungen der großen wirtschaftlichen Völkergemeinschaft ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob ein krankes Glied wieder gesundet oder gänzlich versaut. Wir haben die selbstsüchtige Täuschung früherer Zeiten überwunden, in denen das glücklichere Volk sich fremden Unglücks freute und mehr oder weniger verdeckt seine eigene Ueberlegenheit als Mittel zur Ausbeutung des Schwächeren proklamirte. Heute versprechen wir uns den größten Nutzen von dem Lande, das die stärkste Kaufkraft besitzt und dessen Verkehr vielseitig und lebhaft ist. So ist auch nur ein durchaus kurzfristiger Chauvinismus im Stande, sich die Passivität der französischen Technik als einen uns besonders nützlichen Dauerzustand zu wünschen. Ein im Technischen ebenbürtiger Nachbar wäre viel besser für uns. Erfindungen und Untersuchungen würden zahlreicher, der Handel lebhafter sein und das Kapital, das uns jetzt aus Paris nur in künstlichen Zeitungen zufließt, würde von selbst seinen Stromlauf zu uns finden.

Die Niederlagen des böhmischen Feldzuges waren die Geburtwehen eines neuen Oesterreichs, auch wirtschaftlich; daß in Spanien Kechnliches geschehen könnte, läßt sich als Möglichkeit wohl denken. Wenigstens wird die zur gedankenlosen Phrase gewordene Vorstellung eines allgemeinen Rückganges der katholischen Länder gerade durch die neuere Geschichte der habsburgischen Monarchie widerlegt. Belgien ist katholisch, wächst und gedeiht aber wirtschaftlich und kolonifirt sein überschüssiges Kapital in Hochöfen und Fabriken bis nach Rußland und China hinein. Dagegen steht das gewiß nicht päpstlich regirte, trotz seinem Katholizismus völlig verweltlichte Frankreich wesentlich in Folge jenes unseligen Chauvinismus und Fremdenhasses still, gegen den nur wenige Patrioten die Stimme zu erheben wagen. Streng katholisch ist auch ein guter Theil unserer intelligentesten Industriellen im Rheinland und in Westfalen. Man sollte deshalb, auch wenn von Spanien die Rede ist, nicht immer mit dem stereotypen „Pfaffenthum“ kommen; jedenfalls lastet es nicht stärker auf dem Lande als die politischen Parteien. Aber von diesen reden die gründlichen Kenner allerdings wie von einer schwer zu heilenden Krankheit. Spaniens Retter wäre der Staatsmann, der die Nation von den Sumpfen der Parteipolitik befreite, die zu Tausenden und Abertausenden ihr Mark ausaugen. Der einfache Subalternbeamte, der ein Gehalt von zwölfhundert Peseten bezieht, und der Gesandte mit hundertundzwanzigtausend sind, der Eine wie der Andere, Kreaturen ihrer Partei und, außer zu ihren zweifelhaften Amtsleistungen, zu nichts Nützlichem in der Welt brauchbar; auch die Amerikaner sind Kletterjäger, aber sie verstehen doch auch sonst zu arbeiten. Den Beamten waren bisher die Kolonien zu ihrer Nutznießung schrankenlos überlassen; diese Heuschrecken kehren nun in das Mutterland zurück, und da in Spanien die Nahrung schon genug umstritten ist, so werden wir nächst das Schauspiel eines Kampfes auf Leben und

Tod haben. Alle Verordnungen und Gesetze, Steuereinrichtungen, Handelsverträge, Wirtschaftsprojeete und Reformen werden nur von den Privatinteressen der jeweilig herrschenden Parteilique bestimmt. Faktiren die Gegner gelegentlich mit einander, so geschieht es, um örtlich oder zeitlich den Raub zu theilen. Ein Diktator, der hier durchgriffe, würde vom Volke mit Jubel begrüßt werden; aber ist eine Persönlichkeit vorhanden, die stark genug wäre, die Macht zu ergreifen und zu behalten? Als Regiko zum ersten Male wieder an dem europäischen Kredit appellirte, schenkte ihm das Kapital ohne ethische Bedenken sein Vertrauen, weil das Land einen Mann wie Porfirio Diaz an die Spitze gestellt hatte. Genau das Selbe würde Spanien erfahren, wenn es sich entschloße, einem starken und thatkräftigen Einzelnen zu gehorchen. Der bestehende Scheinkonstitutionalismus ist verbraucht und impotent. Männer aller Stände mühten in frieblicher Thätigkeit zusammentreten und einer Reihe von Gedanken zum Siege verhelfen, die in civilisirten Ländern einer Meinungsverschiedenheit nicht unterworfen sein können. Dazu fehlt es aber — und Das macht die Zukunft des Landes so hoffnungslos — weniger an Selbsterkenntniß als an moralischem Muth.

Einen charakteristischen Beweis dieser heillosen Gleichgiltigkeit hat der Verlauf des Krieges selbst geliefert; ich führe Das an, weil das Mißtrauen der Hochfinanz besonders durch die Thatsache verschärft wurde, daß diese Kämpfe nicht ein einziges Beispiel technischen Könnens oder patriotischen Willens erbracht haben. Ein so unräthliches Verhalten hatte Niemand erwartet, konnte auch Niemand erwarten, der auf die spanische Geschichte zurückblickte. Dagegen konnten an dem endlichen Ausgang des Duelles zwischen einer jungen und einer alternden Volkskraft nur Romantiker zweifeln. Nicht die größeren Selbstaufwendungen haben entschieden — denn Spanien hat Jahrzehnte hindurch für Flotte und Armee unvergleichlich mehr als die Union ausgegeben —, sondern die überlegene Technik der Amerikaner und die hingebende Anspannung, die zu den Gewohnheiten des spanischen Volkes allerdings in unvereinbarem Gegensatz steht.

Eigentlich arbeiten in Spanien nur die Katalonen, der Stamm, der schon seit dreihundert Jahren nach Selbstständigkeit strebt. Sie haben eine ausgezeichnete Industrie geschaffen und von ihrer Tüchtigkeit zehren alle anderen Provinzen. Die Trägheit im übrigen Spanien scheint um so mehr auf untüchtbarer Gewohnheit zu beruhen, als der Spanier körperlich mäßig und nüchtern lebt. Wie kann aber in dem allgemeinen Wettbewerb heute ein Volk bestehen, in dem die Köpfe nicht den Händen Arbeit geben? Dabei sind die natürlichen Vorzüge des Landes, vor Allem seine Eisen- und Kohlenschätze, so gewaltig, daß es in der ersten Reihe der modernen Industriestaaten stehen könnte. Wenn Spanien mit seinen nur siebenzehn Millionen Einwohnern die ungeheuren Kosten des hoffnungslosen Kampfes leiblich zu tragen im Stande war, so dankt es Das vor Allem seinen Bergwerken, von denen noch dazu bisher nur der geringere Theil ausgebeutet wird. Ein gesteigerter Export wäre auch in Süßfrüchten möglich, da die spanischen Citronen und Orangen den italienischen entschieden überlegen sind. Wenn Deutschland diese spanischen Waaren, gleich den italienischen, mit vier statt mit zwölf Mark Zoll besteuerte, so würden Valencia-Orangen sofort die sizilische Frucht verdrängen. Eine günstige Behandlung des spanischen Exportes nach Deutschland scheiterte aber bisher daran, daß die katalonischen Fabrikanten eine Zollbindung



auf zehn Jahre verlangten. Bedenkt man, daß Spanien im Jahre 1897 nach den Philippinen nicht weniger als achtunddreißig Millionen Werth an Waaren ausgeführt hat, so beweist diese Thatfache doch, daß seine Industrie leistungsfähig ist. Sehr schlimm steht es natürlich jetzt um den Weinabsatz. Das Land hat nach der französischen Phylloxerapest dem Anbau eine Ausdehnung gegeben, daß es ganz Europa versorgen könnte; es hat sich außerdem klug dem Geschmack der Nachbarn angepaßt, — der Spanier selbst trinkt bekanntlich wenig oder gar keinen Wein. Man kann es den Franzosen aber auch nicht verdenken, daß sie ihre eigene Weinproduktion, besonders die in Tunis und Algier, zu schützen suchen.

Wenn nur die spanische Verwaltung besser wäre! Was ein tüchtiger Beamter nützt, wird aber von drei anderen wieder verborgen. Die Steuerbasis und die Veranlagung sind mangelhaft, die Steuermißstände sind größer als in jedem anderen Lande, außer in der Türkei. Auch die Zölle werden unregelmäßig erhoben; sonst könnten sie viel mehr einbringen. Nicht anders ist es mit der steuerrämlichen Behandlung des Reisegepäcks, — und so fort bis ins Kleinste. Dabei herrschen Formalismus und eine enbloße Weitläufigkeit, die sich freilich mit dem Prinzip der Beamtenpfründen nur zu gut vertragen. Was kostet allein die Couponeinlösungstelle in Berlin, die mit ihrem starken Personal im Grunde ganz überflüssig ist! Als man diese feierliche Einrichtung in der Reichshauptstadt schuf, war der spanische Finanzminister davon unterrichtet, daß in Berlin Extérieurs kaum vorhanden sind. Gegen ein Achtel Prozent hätten Mendelssohn oder die Darmstädter Bank die kleine Mühe der Couponeinlösung gern übernommen. Man zog aber eine offizielle Finanzvertretung vor. Und die Folge? Die berliner Börse fixte Extérieurs. Ein solches Beispiel sträflicher Geldvergeudung läßt tausend andere Verschleuderungen ahnen.

So gesund daher das Land in sich ist: bei der herrschenden Mißwirtschaft läßt sich eine wirkliche Besserung kaum erhoffen. Deshalb kann die spanische auswärtige Schuld noch nicht einmal bei einer Zinsreduktion von vier auf drei Prozent als gut sunbirt bezeichnet werden. Eine neue Milliardenanleihe im Auslande wird aber kommen, nicht, weil Spanien seinen Geldbedürfnissen bei sich nicht genügen könnte — dazu hat man ja im schlimmsten Fall die Notenpresse —, sondern zur Regulirung seiner Baluta. So lange nicht Gold in großen Beträgen eingeht, vielmehr die jetzige Papierwirtschaft fortbauert, muß die Regierung im Ausland fast Alles um fünfzig Prozent zu theuer bezahlen. Eine erhebliche Heruntersetzung des Agios müßte der erste Schritt zu einer Verbesserung der Lage sein.

Was die Verhandlungen mit Anleihebondikaten betrifft, so halte ich alle Depeschen, die seit Wochen darüber von Paris versandt werden, für unzuverlässig. Nirgends besteht in Bankkreisen Neigung zu ernsthaften Verhandlungen. Spanien muß mit den Ruba-Bläubigern affordiren, ehe es Aussichten auf die Rotirung einer neuen Anleihe hat. So lange aber die Affordrate, die man von Madrid aus anbietet gedenkt, noch unbestimmt ist, läßt sich der spanische Gesammtetat überhaupt nicht beurtheilen und von Verhandlungen kann nicht die Rede sein.

Beim Ausbruch des Krieges wurde in „seinen“ Cirkeln bei uns mancher Korb Sekt verwettet: wer würde der Sieger und wer der Besiegte sein? Die Verlierenden waren überwiegend aktive und Reserve-Offiziere, die glaubten, monarchische Institutionen und ein ständiges Heer müßten den Spaniern den Sieg über die republikanischen Pankees sichern. Sie haben den Sekt verloren. Pluto.

## Notizbuch.

Der neue Reichstag hat von seines Wesens besonderer Art dem deutschen Volk eine erste, erquickende Probe gegeben. Sechs Tage lang waren die Empfänger der Wahlweihen im Wallotbräu versammelt, sechs Tage lang wurde vom Bundesrathstisch, von der Tribüne und von den Plätzen des Hohen Hauses geredet, gestötet, gemiselt, gewettert, — dann bewahrten die Weihnachtferien uns vor weiteren Lungenleistungen. Die ersten Tage jeder neuen Session gehören nach altem, geheiligtem Brauch allgemeinen Erörterungen, die sich an die Etatsberathung knüpfen; und man könnte sich vorstellen, daß kluge, selbständig denkende Leute aus allen Lagern und Gruppen bei dieser Gelegenheit allerlei ernste und nützliche Wahrheiten aussprächen. Jetzt haben wir nur noch einmal gehört, was seit Monaten bis zum Ueberdruß in den Parteiblättern zu lesen war, haben es in rhetorischen Formen gehört, die durch sich selbst keine Minute Aufmerksamkeit gewinnen konnten. Herr Eugen Richter ist ganz sicher ein guter, wirksamer Redner und ein in seiner Schweißte zwar durch Scheuklappen begrenzter, auf seinem engen Spezialgebiet aber erfahrener und sachkundiger Politiker, dem auch der Tribunenmuth und die Rücksichtslosigkeit des nicht nach Beförderung langenden aufrechten Mannes nicht fehlt. Im Lauf der Jahre ist er aber immer mehr zum Journalisten geworden, der am W...tagstab den Werth und die Bedeutung der Dinge mißt und gar nicht fühlt, wie falsch sein papiernes Pathos schon nach ein paar Wochen klingt, klingen muß. Er hat sich gemöhnt, im Reichstag das Wesentliche aus den Veitartikeln zu wiederholen, die während der eben verstrichenen Monate in seiner freisinnigen Zeitung erschienen sind, — und dem von ihm gegebenen Beispiel folgen dann, weil es bequem ist, willig die Führer der anderen Parteien. So wurde uns über den Fall Lippe, die Militärvorlage, die Orientreise des Kaisers, die Provinzialpolitik des Herrn von Köller, über die sogenannte Zuchthausvorlage und andere Gegenstände der kümmerlichen Tagespolitik des Deutschen Reiches nur die alte Zeitungweisheit wieder vorgelesen, an der wir uns längst den Appetit gründlich verborben haben. Können geschickte Leute wie die Herren Richter, von Kardorff, Bassermann, Frißen, Wesel und von Bollmar nicht Besseres, Bohnenderes leisten? Die Herren müssen gestatten, daß ihnen einmal offen gesagt wird: So geht es wirklich nicht weiter. Wir haben eine Presse, deren Wichtigkeit man sich fast schon zu tabeln schämt. Wenn die Matadore des Deutschen Reichstages von dieser Presse geistig abhängig sind, dann brauchen sie sich nicht erst auf Reichskosten nach Berlin zu bemühen. Ob ihr Präsident es für anständig hält, in Kürasseruniform zu paradiern, ob ihr erster Vicepräsident den Grad eines reußischen Kammerherrn anzieht: darauf kommt es nicht an; wichtig ist nur, daß im deutschen Parlament ernsthaft gearbeitet und selbst gefundenen Gedanken zu klarem, überall vernehmbarem Ausdruck verholfen wird. Graf Posadowsky findet, im Deutschen Reich sei Alles aufs Beste bestellt, und erzählt von den Freiheiten, deren wir uns erfreuen, Weihnachtmärchen, die Klipperschülern hold in die Ohren klingen mögen. Ihm mußte von der Opposition so derb und so deutlich geantwortet werden, daß er sich bewußt wurde, vor erwachsenen Männern zu stehen, und künftig nicht mehr wagte, mit solchen Boettichereien aufzuwarten. Das ist nicht geschehen. Herr von Bülow plauderte wieder sehr nett und bot sorglich gesammelte Gleichnisse, aber er schuf von der internationalen Lage und von Deutschlands Machtstellung ein Bild, das der Wirklichkeit ungefähr

so ähnlich ist wie ein lebenswüthiger Tausend und Legendenfinder einem ernsten, schöpferischen Staatsmann. Das Hohehaus aber lauschte dieser Feuilletonweise entzückt und schien bereit, mit Candides Hofmeister zu glauben, daß wir in der besten der Welten leben. Unter solchen Umständen ist es nicht gerade schwer, die Politik der Verbündeten Regierungen zu vertreten; aber es ist auch nicht wunderbar, daß sich nach dem Wiedersehen im Volk nur der alten Wunde unnenubar schmerzliches Gefühl erneut hat. Es sieht fast so aus, als wollten Würdenträger und Volksvertreter einander an Gedankenlosigkeit überbieten: nirgends ein fruchtbarer Gedanke, nirgends ein Gefühl für das Bedürfniß der Zeit, eine leidenschaftliche Aufwallung gegen die Kurzsichtigkeit und Stumperei, die heute am Steuer sitzt. Interessant war eigentlich nur die Haltung des Centrums. Die guten Leute, die immer noch hofften, diese Partei in der Opposition zu sehen, müssen sich von solchem schdnen Traumgebilde nun endlich wohl trennen. Nicht die Betriebsamkeit des Herrn Kopp, auch nicht die Schenkung der Dormition hat den Wechsel bewirkt: die katholische Bourgeoisie ist eben des kirchlichen Haberd müde und denkt, da auch in ihr die Profit sucht stärker ist als der fromme Glaube, nur noch daran, den politischen Vortheil, den die Geschlossenheit ihr giebt, wirtschaftlich auszunützen. Die Einschwenkung konnte geistvoller geleitet werden, als es der ülige Herr Lieber vermag: gegen die Macht der Thatsache hätte selbst Windthorst sich vergebens gestemmt. Für eine kurze Zeitspanne werden die regierenden Herren nun ein gutes, ruhiges Leben haben; die katholische Industrie- und Händler-Bourgeoisie wird ihnen, um die evangelischen Konkurrenten zu unterbieten, Alles, was sie verlangen, bewilligen, — Alles, für Flotte und Heer, und sie werden, da wir eine ernst zu nehmende konservative Partei nicht haben, nur noch gegen die müd werdenden Sozialdemokraten zu kämpfen brauchen. Vielleicht erlebt erst die nächste Generation, was bei solcher Wirtschaft herauskommt; vielleicht können wir selbst bald schauernd die Früchte sehen, die dem irtüthelirenden Schalten und Walten von heute entkeimen müssen. Jedenfalls werden die Männer, die im Reichstag sitzen, ihr Verantwortlichkeitsgefühl eifrig zu schärfen haben: wenn sie fortfahren, wie sie begannen, wird kein Holzpapierlos sie von der Sündenlast befreien können, die sie, leichtsinnig frevelnd, sich selbst aufgebürdet haben, und sie werden die ihnen empfindlichste Strafe erleiden, daß kein verständiger Mensch ihres Verredes Spur künftig noch in der Zeitung sucht.

Der Verfasser des Aufsages „Aus Hebbels Nachlaß“ bittet um Aufnahme der folgenden Zeilen: „Leider ging ein Nachtrag, den ich brieflich geschickt hatte, auf der Post verloren, so daß bei der auf Seite 333 mitgetheilten ‚Widmung‘ die Angabe fehlt, sie sei von Emil Kuh, als für ‚Mutter und Kind‘ bestimmt, schon abgedruckt worden. Aus den mir von der Wittve des Dichters jetzt gütigst zugänglich gemachten ungedruckten Briefen an sie ergiebt sich, daß Hebbels Epigramm ‚Storch und Adler‘ (Seite 330) auf der Rückreise aus Wilhelmsthal im Jahre 1862 entstanden ist, während er die berühmte ‚Meh-Musik in der dresdener katholischen Kirche‘ anhörte. Am zehnten August 1862 theilt er in seinen gleichfalls noch ungedruckten Briefen an seinen Verleger Lange ein älteres, fürchtbares Epigramm‘ gegen die ‚verrückte Produktionart‘ des Dramatikers Klein mit:

Will Euch die dumme Kugel-Form denn gar nicht aus dem Kopf?

Ich kenne eine höhere: es ist der Weichsel-Kopf!

Vernberg.

Professor Dr. Richard Maria Werner.

Die Leiter der Rheinischen Stahlwerke wünschen, daß, als Entgegnung auf einen Artikel *Plutos*, hier mitgetheilt werde: der Antrag, ihre Aktien in Brüssel einzuführen, sei von einem ihnen fern stehenden berliner Herrn gestellt und in der Aufsichtsrathssitzung vom achten Dezember abgelehnt worden.

Die preussische Regierung hat während der letzten Wochen, besonders in Nordschleswig, fremden Staaten angehörige Bürger, meist also Dänen, in größerer Zahl, als es bisher üblich war, ausgewiesen. Dem den Verhältnissen fern Stehenden ist es sehr schwer, zu entscheiden, ob diese Ausweisungen nöthig waren und nützlich sein werden; zur Beantwortung dieser Frage gehört die genaueste Kenntniß lokaler Zustände und Stimmungen. Daß manchmal auch der freieste Staat gezwungen sein kann, im Interesse seiner Selbsterhaltung von seinem Hausrecht den strengsten Gebrauch zu machen, wird kein ernsthafter Mensch bestreiten. Es ist thöricht, die Ausweisungen zu tadeln, weil sie vielleicht ein paar Händlern, an denen die Dänen jetzt Rache zu nehmen suchen, Nachtheile bringen — lange wird das erregte Nationalgefühl den Profitssinn der dänischen Kaufleute nicht herrlich lenken —, und es ist noch thöricht, die alte liberale Vitanei anzustimmen und rührsam von der Würde des freien Mannes zu klagen. Wenn ein Fabrikant den Betrieb einschränkt oder, unter dem Beifall der Vollen und Ganzen, ungeberdige Arbeiter in Haufen ausspart, so richtet er viel mehr Unglück an, als Herr von Köller in seinem Bereich durch die äußerste Ungeschicklichkeit je anzurichten vermöchte. Für den ruhigen Beobachter ist eine händige Entscheidung einstweilen noch nicht möglich; sie wird erst gefällt werden können, wenn die Regierung die Gründe bekannt gemacht hat, die zu der Maßregel führten. Ganz im Sinne der liberalen Deklamationen hat sich über die Sache der berliner Professor Hans Delbrück in seinen Preussischen Jahrbüchern ausgesprochen und der Herr, der als stellvertretender Vorsitzender des Vereins Berliner Presse wahrscheinlich auf den Beifall seiner Vereinsgenossen hohen Werth legt, hat die freisinnigen Tyrannen im Uebereifer noch übertyrant: nach seiner Ansicht muß Deutschland sich durch die Ausweisungen den Haß und Abscheu der gesammten Kulturmenschenheit zuziehen. Darüber ist im Ernst nicht zu reden. Auch ist die Persönlichkeit des Herrn Delbrück den Lesern der „Zukunft“ zu gut bekannt, als daß es nöthig wäre, sie hier noch einmal zu charakterisiren. Aber der Herr mag sein, wie er will: die im Reichsanzeiger verländete Nachricht, gegen ihn sei ein Disziplinarverfahren eingeleitet worden, muß immerhin Befremden erregen. Es ist das gute Recht jedes Professors im Allgemeinen und des Herrn Hans Delbrück im Besonderen, zu schreiben und drucken zu lassen, was ihm beliebt; strafbar wird er nur, wenn er gegen bestehende Gesetze sündigt. Es ist unklug und unmöblich, den Professor die Thorheiten büßen zu lassen, die der Schriftsteller im politischen Kampf begangen hat.

In England ist Sir William Harcourt von der parlamentarischen Leitung der liberalen Partei zurückgetreten. Die Zeit des begabten, aber eiflen und unverträglichen Mannes, der ganz in gladstonischen Anschauungen lebt, ist um. Noch ist der Erbschaftsstreit der Diadochen nicht entschieden und man weiß nicht, ob Herr Asquith, der zum Staatssozialismus neigende Freund Roseberys, oder John Morley an Harcourt's Stelle treten wird. Wahrscheinlich wird ein Vertrauensmann des müden Lords Rose-

berg die schwere Aufgabe übernehmen, die zerbröckelnde liberale Partei auf neuer Grundlage zu rekonstruieren. Und dann wird sich die hier schon früher ange-deutete Möglichkeit bieten, die liberalen Imperialisten mit der großen Gefolgschaft Chamberlains zu einer neuen starken Nationalpartei zu vereinen. Von Home-rule für Irland ist nicht mehr die Rede und so kann unter dem Banner des Imperialismus, dem Rosebery nicht minder gern als Joseph Chamberlain folgt, die Sammlung versucht werden, die nöthig ist, wenn das englische Parteileben nicht in veralteten Formen erstarrt und zu kontinentalen Mißbildungen versteinern soll.

Aus Konstantinopel wird telegraphirt, die türkische Regierung habe mit einer italienischen Schiffswerft in Genua einen Vertrag zum Umbau von Kriegsschiffen abgeschlossen. Wahrscheinlich haben wir darin einen der gewaltigen wirtschaftlichen Erfolge zu erblicken, die den gläubigen Deutschen als Resultate der Orientreise des Kaisers und der dadurch geschaffenen günstigen Stimmung des edlen Sultans in Aussicht gestellt wurden. Daß ein russischer Großfürst in Konstantinopel mit Monarchenehren empfangen wird und daß Prinz Georg von Griechenland gegen Deutschlands Wunsch als Triumphator in Areta einzieht, vervollständigt das schöne, die Anbeter unserer südeuropäischen Politik gewiß hoch erfreuende Bild.

Kleine, nur scheinbar unbeträchtliche Symptome zeigen, daß die Intimität zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland immer zärtlichere Formen annimmt. Ob der stets vergnügte, stets zuversichtlich in die nahe und ferne Zukunft blickende Staatssekretär von Bülow diese Dinge auch nur der Beachtung würdigt? Jetzt ist auf den Posten des österreichischen Botschafters am petersburger Hof Herr von Mehrenthal berufen worden, der, schon als er in Petersburg unter Werder Botschaftsrath war, bei den Russen als der weitaus fähigste unter allen fremden Diplomaten galt und der seitdem in Bukarest Gelegenheit hatte, die Balkanverhältnisse gründlich kennen zu lernen. Diefem schlauen Herrn, der sich gewiß bemühen wird, für sein Heimathland in der Stille alle erdenklichen Vortheile herauszuschlagen, haben wir leider nur den Fürsten Radolin an die Seite zu stellen. . . Bismarck pflegte zu sagen, er habe nie geglaubt, welche Summe von Unfähigkeit in der deutschen Diplomatie zu finden sei, wenn man nur ordentlich suche, — nie, nicht einmal in der Zeit seiner frankfurter Bundestagsflepfis. Aber wir haben ja in allen Jährlichkeiten den beseligenden Trost, daß der überaus treffliche Abd ul Hamid, der hehre Protetktor der Christen-schlächter, dem Deutschen Reich in unwandelbar treuer Freundschaft zugethan ist.

Fürst Schlodwig zu Hohenlohe, der als Kanzler des Deutschen Reiches der einzige dem Parlament verantwortliche Beamte ist, hat es für passend gehalten, während der ersten Reichstagsdebatten auf zwei Tage zur Saujagd nach Springe zu reisen. Er wurde deshalb heftig getabelt. Mit Unrecht. Der alte Herr hat wohl längst einsehen gelernt, daß es für das Deutsche Reich vollkommen gleichgiltig ist, ob er in Werli, Aussen, Berlin oder Springe weilt. Im Reichstag aber sollte von allen Parteien einstimmig der zeitgemäße Antrag unterstützt werden: „Artikel 15 der Reichsverfassung ist aufgehoben. Amt und Gehalt des Reichskanzlers fallen künftig fort. Die Geschäfte des Kanzlers werden, so weit es nöthig ist, vom Chef des Civilkabinetts Seiner Majestät des Kaisers im Nebenamt besorgt.“

Ueber die Saujagd bei Springe, der auch der Kanzler des Deutschen Reiches beizuwohnen für nöthig hielt, wird in höflichen „Informationen“ zugänglichen Blättern berichtet: „Die Einbringung der Sauen in die Kammern geschah in den letzten Tagen; die Zahl der zum Abschluß bestimmten Thiere beträgt ca. 400, an Damwild 78 Stück. Pünktlich um zwei Uhr mittags fiel der erste Schuß und bereits nach fünf Minuten hatte der Kaiser drei prächtige Reiter auf der Strecke liegen. Schuß auf Schuß hallte durch das Thal und das Echo tönte sie wieder zurück von den hohen Felsen des Draakenberges. Jagd-signale erschallten, die Reute, unter Führung des Hofsjägers Dehlon vom Thiergarten, zog durch das Revier und laut erschallte das ‚Hä, ho, hä‘ der zahlreichen Treiber, — ein echtes, fröhliches Jagen, eine wahrhaft königliche Jagd. Die Sauen waren in vier Kammern eingestellt, und zwar 46 Sauen in der Kaiserkammer, 40 in der Fürstenkammer und der Rest, insgesammt 139 Stück, in den beiden Kavalkammern. Der Kaiser zeigte sich wieder als ausgezeichneten Schützen und das Resultat seiner Strecke giebt einen glänzenden Beweis für die Treffsicherheit des Monarchen. Um drei Uhr, also nach Verlauf einer Stunde, waren die Kammern leer und die Signale ‚Sau tot‘ und ‚Jagd vorbei‘ wurden von der Jägerei geblasen und tönten von Hand zu Hand weithin über die Berge. Der Kaiser begab sich hinunter auf den Fahrweg, der das Thal in sein“ Länge durchschneidet, wo die Strecke zusammengetragen wurde. Hier lagen vor dem Stande des Kaisers 40 grobe Sauen, die von der Büchse des Monarchen den Todeschuß erhalten hatten. Zwei der schwersten Sauen, die ausgezeichnete Gewehre (Hauer) und einen charakteristischen Kopf hatten, ließ der Kaiser für sich reserviren, da sie ausgestopft werden sollen; diese Thiere wurden mit einem silbernen Schilde W. II. versehen.“ Wie viele Sauen hat Onkel Chlodwig geschossen?

Der sechzehnjährige Kronprinz von Preußen, der während der Weihnachtsferien bei seinen Eltern im Neuen Palais wohnt, möchte gern ins Berliner Hoftheater gehen und sein Vater hat ihm erlaubt, den Spielplan der Festwoche selbst zu bestimmen. Das ist hübsch und kann keinen zahlenden Zuschauer ärgern; denn erbärmlicher, als es seit dem Beginn dieses Theaterjahres war, kann das Repertoire unserer Hofbühnen überhaupt nicht mehr werden, auch wenn es von einem Sextaner festgesetzt wird, und ein sechzehnjähriger, normal entwickelter Knabe hat gewöhnlich noch zu viel Geschmack und Kunststandacht, um sich an den elenden Farcen zu erfreuen, mit denen das Schauspielhauspublikum fast täglich bewirthet wird. Der junge Herr hat nun den Wunsch ausgesprochen, Goethes „Iphigenie“ zu sehen. Diese — nicht gerade wichtige — Thatsache wird im kleinen Journal mit den Worten glossirt: „Dem Wunsch des Kronprinzen wird selbstverständlich entsprochen werden. Für die große Oeffentlichkeit ist es immerhin von Interesse, diesen Blick auf die geistige Entwicklung, auf den Bildungsgang und die literarischen Neigungen des Kronprinzen thun zu können, und man wird mit Freude den feinen und abgeklärten künstlerischen Geschmack begrüßen, der sich in der Wahl gerade dieses unsterblichen Meisterwerkes offenbart. Eine Jünglingsseele, die sich für ‚Iphigenie‘ begeistert, muß von allem Hohen und Schönen durchschauert sein und diese kleine Episode offenbart abermals zu hoher Freude, daß die Saat, welche Eltern und Lehrer in das Herz des einstigen Trägers der deutschen Kaiserkrone gesät, zu schöner Blüthe aufgegangen ist.“ Es giebt also noch mannhafte Patrioten in Berlin.